

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:
Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 2 / Februar 1942

RM 0.60

VERLAG
GELBART
UND

Inhaltsverzeichnis

Richard Wolfram	Zaschingsbräuche im Salzkammergut	41
Alfred Wehinger	„Fastnacht“ und „Zasching“	61
H. A. Herrmann	Der Fleißschmuck holsteinscher Bauernhäuser	69
Aus der Landschaft	Der wilde Mann und die Schlange am Seebalken	76
	Nadmähen	77
Lied und Stich	„Klassische“ germanische Altertumskunde?	79
Beihefte	zu „Germanien“	80
Der Umschlag, gestaltet von Eugen Nerdinger, Augsburg, zeigt zwei Holzmasken, wie sie beim Perchtenlauf im Werdenfeller Land gebraucht werden.		

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 2.

Bezugspreis: Einzelheft M. - 60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post M. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Richard Wolfram / Zaschingsbräuche im Salzkammergut

Das Salzkammergut ist eine eigene Welt. Rings umgrenzt von mächtigen Bergmassiven mit dolomitengleichen Felsenzinnen, eingebettet in das grüne Tuch des Nadelwaldes und aufgeschlossen bloß durch die blitzenden Spiegel zahlreicher großer und kleiner Seen. In dieser Herzkammer unseres Alpenlandes lebt ein Menschenschlag, der sich von seiner Umgebung deutlich unterscheidet. Es sind fröhliche Leute voll vielfeltiger Begabung. Etwa die Ebenfeier, die in den kargen Stunden der Freizeit kleine Wunderwerke schnitzen, glücklicherweise noch nicht als Industrie, sondern nur sich selbst zur Freude. In Gäßl und im Aufseerland wird frischer und besser gesungen, als sonst in den Berggebieten; das Pischen beim Tanz ist zu einer kunstvollen, kontrapunktischen Mehrstimmigkeit entwickelt und das Temperament der Salzkammergütter gibt sich nicht nur in der besonderen Bewegtheit ihrer Tanzformen kund, sondern auch im „Schleunigen“, der sich hier aus dem Werbetanz entwickelt hat. Unter all unseren Bergbewohnern sind die Leute im Salzkammergut die fröhlichsten, manchmal beinahe ein wenig leichtsinnig, obschon sie ihren Lebensunterhalt in dieser kargen Natur fast ohne Ackerboden oft mühsam genug erringen müssen. Auch die alte Zeit war für sie nicht immer die „gute“. Erst im vorigen Jahrhundert besserte sich ihre wirtschaftliche Lage nach langen Zeiten des Hungers und der Not, in die sie bürokratische Starrheit auf der einen Seite, treue Heimatliebe auf der anderen gebracht hatte.

Durch rund 400 Jahre sind die Menschen im Salzkammergut nämlich kaiserliche Angestellte gewesen, keine Bauern im unserem Sinne. Auch das mag zur Ausbildung ihrer Sonderart beigetragen haben. Denn zwei Naturschätze sind im Salzkammergut die Grundlage des Lebens: das Salz und das Holz. Schon in vorgeschichtlicher Zeit brachte das „weiße Gold“ ihrer Salzberge eine hohe Kultur zur Blüte, die nach dem Hauptfundort, Hallstattzeit benannt wurde. Mitte des 15. Jahrhunderts war es den Habsburgern gelungen, die Herrschaften und Bergrechte in ihre Hand zu bringen und seither bildet das Land ein Sondergebiet, das von der Hofkammer direkt verwaltet wurde, daher der Name Salzkammergut. Etwas Viehwirtschaft zusammen mit einigen Äckern und Obstgärten, sowie die Waldnutzung bildeten daher neben der kaiserlichen Entlohnung die anfänglich durchaus genügende Lebensgrundlage des Volkes. Alle verfügbaren Kräfte standen im Dienst der Salinen und der für die Salzjudwerke nötigen Holzbeschaffung. Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts aber begann ein schreiendes Mißverhältnis zwischen den steigenden Preisen und der starr gleichbleibenden Löhnung. Die Volksernährung sank auf ein Minimum. Die Menschen lebten nach amtlicher Feststellung von gefalzener Wassersuppe und trockenem, mit Kleie vermishtem Brot. Durch ein Jahrhundert wurde der Elend zur Volkskrankheit. Trotzdem waren die Menschen nicht zum Verlassen ihres Heimatbodens zu bewegen, obgleich allgemach ein gewaltiger Überschuß an Arbeitskräften entstanden war. Erst Ende des 18. Jahrhunderts kam eine Lohnerhöhung und weitere Reformen wirkten sich erst Jahrzehnte später langsam aus.

So ist es auch kein Wunder, daß die Volkskultur des Salzkammergutes sehr altertümlich geblieben ist. Noch in der vorigen Generation war der vorgeschichtliche Einbaum neben den „Plätten“ der herrschende Bootstyp. Auch heute noch trifft man ihn auf den Seen an. Und selbst der Fremdenverkehr, der seit etwa 50 Jahren als wirtschaftliche Macht im Salzkammer-



Ein wahrer Regenabbath quillt beim Ebensee „Regenzug“ zwischen den Häusern hervor. Aufn. Verfasser (20).

gut dazukam, vermochte das Wesen der Menschen kaum zu verändern. Immer noch bilden die Salzbergleute und Holzknechte den Grundstock der Bevölkerung, ein durch viele Jahrhunderte bodenstämmiger Arbeiterstamm, der an seinen Überlieferungen festhält. Schon äußerlich drückt sich das in der Volkstracht aus, die im Salzkammergut lebendig blieb, wie in wenigen Gebieten Deutschlands. Dem entspricht auch ein reiches und eigenartiges Brauchtum, das im Fasching einen besonderen Höhepunkt erreicht.

Wer etwa am Faschingmontag nach Ebensee kommt, meint fast in eine Walpurgisnacht geraten zu sein. In der Dämmerung des oberen Dorfes schwärmt es von tollen Gestalten, alle als Weiber verkleidet. Es sind die sogenannten „Regen“, die sich zu ihrem großen Umzug sammeln. Ihre Kostüm- und Maskenphantasie ist kaum zu überbieten. Schon während des ganzen Jahres sammeln sie alte Kleidungsstücke und Hüte, um in der Faschingszeit entsprechend aufzutreten zu können. Denn ein richtiger Regen wechselt während des Montags und Dienstags mehrmals das Kostüm, um jeder Erkennungsmöglichkeit auszuweichen. Nicht einmal mir, dem Auswärtigen, wollten sie ihren Namen verraten, als sie mich um Abzüge meiner Aufnahmen baten. Ausnahmslos gaben sie die Namen irgendeines Bekannten an, dem die Bilder zu schicken waren.

Natürlich spricht auch kein Regen mit seiner normalen Stimme. Alle verwenden das hohe Bassett. Man kann sich den Eindruck ungefähr vorstellen, wenn Hunderte und aber Hunderte dieser grotesken Gestalten um einen herumspringen und man nichts als die hohen Stimmen hört. Nach 36stündiger Regenzeit sind die Burschen am Aschermittwoch natürlich so frohbefeh, daß sie kaum ein Wort herausbringen.



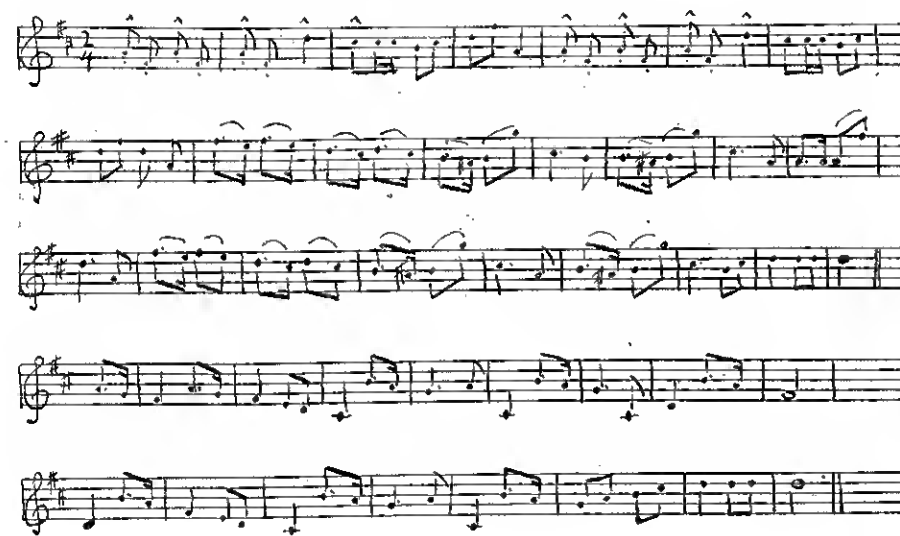
Der „Bär“ des Ebensee Regenzuges.

Ein großer Teil verbirgt das Gesicht bloß hinter Papierlarven oder selbstgefertigten Riesenköpfen. Aber auch ganz einfache Lösungen, wie mehrfach übereinandergelegte Spitzenvorhänge mit Löchern für die Augen und den Mund können geradezu unheimliche Wirkungen hervorbbringen. Die Rindbacher zeichnen sich durch Holzmasken aus, unter denen sich ganz vorzügliche Stücke befinden. Da die Zufuhr flüssiger Nahrung wesentlich zum Dasein eines Regens gehört, führen sie selbstverfertigte Glasröhrchen mit, um durch die enge Mundöffnung der Maske trinken zu können.

Hemmungslos tobt sich die Phantasie der Regen bei den Kopfbedeckungen aus. Was da an Aufbauten erscheint, ist kaum glaublich. Manche tragen auf Riesenhüten spitze Türme aus allerlei Zeug, einer hat einen Vogelbauer auf seinem Hut angebracht, andere putzen komische Nester einsiger Damenmoden entsprechend auf. Als Waffen führen die Regen meist zerrissene Regenschirme oder Besen. Zimperlich darf man beim Ebensee Fasching nicht gerade sein. Etwas Breughelhaft geht es schon zu, und es galt z. B. als Witz, sich gegenseitig in die Wasser des eiskalten Baches zu rollen. Mit Vorliebe lehren einem die Masken mit ihren keineswegs reinen Wesen die Schube ab. Ganz so benahmen sich die Hüttler beim Basserröhl in Hall (1). Besonders gern schlagen die Regen mit ihren Besen neben einem ahnungslosen Zuschauer auf die Erde, daß Lehm und Schmelzwasser hochausspritzen. Es macht ihnen auch nichts aus, sich selbst mit einem großen Platsch in eine Pfütze zu setzen. In ihrer gesteigerten Stimmung sind sie auch zu unglaublichen Leistungen fähig. Wenn der Zug die Ebensee Traunbrücke erreicht, sind die riesenhaften Brückenbogen im Nu mit Regen überfät, die auf dem glatten und schmalen Obertheil der Bogen balancieren, klettern und hüpfen.

Etwa um 3 Uhr nachmittags nehmen die Feste Aufstellung; voran der Preisenmeister, eine Musik und der Anführer zu Pferd, der gleichfalls Weiberkleidung an hat und auch hinten eine Maske trägt. Nun setzt die Musik mit dem „Paraplumarsch“ ein, der nur bei dieser Gelegenheit gespielt wird, und die ganze Menge der Maskierten beginnt im Takt am Ort zu häpfen, ihre Schirme und Besen schwingend; ein ganz unglaubliches Bild. Dann erst geht es los.

Ebensoer Paraplumarsch, aufgeschrieben von Prof. A. Wolfgram.



Als ich den Festezug das erste Mal sah, trotzte ein Urvieh mit schwarzer Holzmaske, halb Gorilla, halb Bär, in Felle gekleidet und mit künstlichen schwarzen Holzhanden mit seinem Treiber voran. Mehrere Masken wurden auf Hörnerschlitten geführt. An einer Stelle der Straße versuchten ein paar Feste den ohnedies aufgeweichten Weg zu waschen, andere standen Kopf; es ist ein tolles Durcheinander. Eine Gestalt, „Nuß, Nuß“ genannt, wirft Nüsse unter die Kinder aus, die sich darum balgen. In Sprechhören ruft ihr die Jugend zu:

„Fäschingtag, Fäschingtag, kimm nur bald wieder,
wännst ma kua Nuß net gibst, schern ma di nieder!“

In Aufsee werden wir diese Gestalt vervielfacht wiederfinden.

Hat der Festezug nach vielen Aufhalten den Ort durchmessen, löst sich alles in ein Maskentreiben auf, das mit kaum verminderter Stärke bis zur Mitternacht des Fäschingsdienstags anhält. Man zieht von Wirtshaus zu Wirtshaus, geht auch in die Häuser und durchtaut die Straßen. Bricht der Aschermittwoch an, nimmt alles die Masken herunter. Ihrer zehn Feste sah ich auf der Traubentische sitzen, den gewaltig mit Holzwohle und Heu ausgestopften Bufen ausräumen und davon ein Feuer entzünden. Früher gingen die Unentwegten dann noch den ganzen Mittwoch „Fäsching begraben“ und suchten den Fäsching mit einer Laterne.



Mit alten Grenadiertrommeln und Fesendeckeln rücken die „Trommelweiber“ auf.



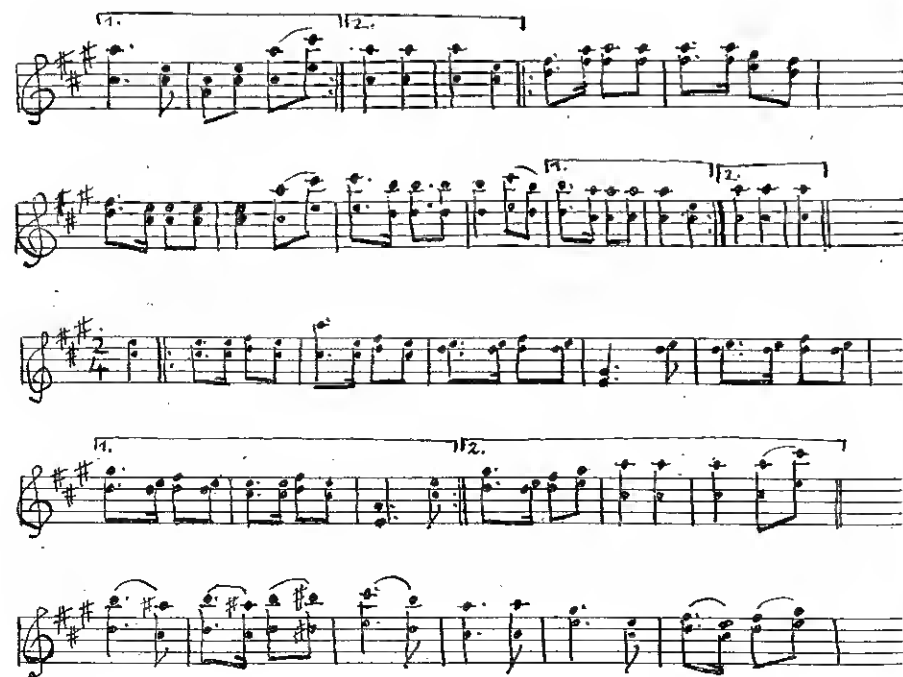
Die Feste werden mit Schneebällen beworfen.



In Sprechhören fordern die Kinder die Aufsee Fäsching zum Auswerfen der Nüsse auf.

In diesen Tagen ruht in Ebensee jede Arbeit und auch eine vernünftige Calinenleitung fügt sich – genau wie beim Glöcklerlaufen am 5. Jänner – dem alten Volksbrauch. Mag auch das Bild noch so bunt sein, das Auftreten der Masken und ihre Ausstattung ist doch streng geregelt. Karnevals Kleidung ist verpönt. Es gibt nur die hegenartigen Geßen, die mit verstellter Stimme sprechen. Auch sonst enthält der Brauch mancherlei althergebrachte Züge, wie die Schlitten, das Auswerfen der Nüsse, Masken mit künstlichen Widellindern usw. Wir haben es im Gegensatz zum städtischen Karneval und seinem dem Belieben des einzelnen überlassenen Nummernreien – eben mit einer Brauchtumsfasnacht zu tun, die man auch nicht dadurch stören sollte, daß man norddeutsche Rdg.-Reisen zum Ebenseer Fasching veranstaltet, wie dies bereits geschehen ist. Denn von Rechts wegen ist ganz Ebensee am Fegentreiben beteiligt und die Zuschauer verschwinden fast unter der Masse der Masken. Hier feiert der ganze Ort. Auswärtige aber, die aus ganz anderer Umwelt kommen, finden oft nicht die richtige Einstellung zu diesem Brauch und bringen leicht einen falschen Ton in die einheitliche Stimmung. Als Rdg.-Ziel müßte doch städtischer Karneval etwa in Köln oder München genügen. Gehen wir von Ebensee südwärts in den innersten Bereich des Salzkammergutes nach dem Ausseer Landl, so finden wir in den drei Faschingstagen eine großartige und genau festgelegte Brauchtumsfolge. Sie beginnt am Faschingsamstag mit dem Steirerball. Um Mitternacht ertönt zum ersten Mal der große Faschingsmarsch. Aussee hat ihrer mehrere. Heute wird der nachstehende gespielt:

Ausseer Faschingsmarsch, aufgezichnet von H. Stelge.



Zinsfeln beim Auswerfen der Nüsse.



Ausseer Zinsfeln.



Die Jugend geht zum Schneeballangriff auf die Pleß vor.



Kollweiler Eschelnarren dirigieren die Sprechchöre der Kinder und werfen Eßigfellen aus.

Von nun an geht das Treiben in einem durch. Oft kommen die Wanderleute in den drei Faschingstagen überhaupt nicht heim und man kann Frauen sehen, die ihren Männern das Essen nachtragen. Auch die Schulen haben frei, denn was wäre der Fasching ohne die Buben? Am Sonntag erscheinen in den frühen Nachmittagsstunden plumpe Gestalten, geflochtene Körbe über Kopf und Schultern gestülpt, in Beiderröcken und das Gewand möglichst ausgestopft. Denn sie müssen manchen harten Puff vertragen. In den Händen schwingen sie Besen, an die zur Verstärkung oft noch Fegen gebunden sind. Die männliche Jugend erwartet sie bereits aufgeregt und ungeduldig. Kaum zeigt sich die erste Gruppe, so tönt ihnen der vielstimmige Schrei: „Pleß“ entgegen. Die so benannten Gestalten rasen durch die Gassen, stürzen in immer neuen Anläufen mit ihren Besen auf die Buben los und schlagen in die Taumasser-



Ein „Fegen“ hat einen Vogelbauer auf seinem Hut angebracht.

pflügen, ähnlich den Ebenseer Fegen. Die Buben gehen aber auch ihrerseits zum Angriff über und bewerfen die Ungetüme mit Schneebällen und Eisbrocken, daß es oft weithin spritzt. Zeitweilig ziehen sich die Pleß auch in die Gasthäuser zurück, um sich für neue Stürme zu stärken. Sind es die Winterunholde, die es zu vertreiben gilt? Eine auffällige Entsprechung besitzen die Pleß in der Billinger „Buscht“, die in Rudeln durch das Städtchen stürmt, das Hansele-gewand dick ausgepolstert, den Rücken durch Bretter mit angenagelten Puppen geschützt und Besen in den Händen schwingend. Auch sie wird von der Jugend mit Schneebällen, Eisstücken und Steinen beworfen, während alles „Buscht, Buscht“ brüllt. Ein Kampf der stoßbewehrten, schellenklingenden und hörnerblasenden Schulbuben gegen die von erwachsenen Burschen verkörpert wilden Masken findet auch beim „Nilolauswecken“ in Mals (Wintischgau, Südtirol) statt.



Die Auffer Trommelweiber mit
ihrer Faschingsfahne.

Der Faschingmontag steht in Auffer im Zeichen der „Trommelweiber“. Sie setzen sich – im Gegensatz zum Fasnachtsfasching des Dienstags – nur aus Männern zusammen. Als Bekleidung tragen sie Röcke, Nachschäcken, Schlafhauben und Frauenmasken. So angetan begleiten sie die ähnlich ausgestatteten Trompeten- und Klarinettenbläser, die den Auffer Faschingsmarsch spielen, mit dem Getöse mächtiger alter Grenadiertrommeln und Hefendeckeln. Vorn marschieren die alte Faschingsfahne, die auf beiden Seiten das Bild eines „Fasnachts“ zeigt und die Inschrift trägt:

Hundert-jähriges Jubiläum 1878.
In der narischen Zeit
San ma narische Zeit!

Ein „Fasnacht“ der älteren Art.



Auf der Rückseite steht zu lesen: In hundert Jahren, ihr Veuß beinand,
Gibt's a no unsa Fasching-Gwand.

Früher wurde die Fahne das Jahr über im Gemeindehaus aufbewahrt und streng verschlossen. Heute ist sie bei dem jeweiligen Fahnenjunker. Bis zu 30 Mann stark bewegt sich der Zug der Trommelweiber durch den Ort und kehrt in sämtlichen Gasthäusern ein. Zwei Liter Bier oder Wein erhalten sie umsonst, denn ihr Besuch gilt als Auszeichnung. Was sie darüber hinaus verzehren, müssen sie bezahlen. Auch vor den Häusern der Gewerbetreibenden wird haltgemacht. Die so Geehrten hängen einen Kranz von Würsten oder eine Schnapsflasche an die Fahne, die am Schluß des Umganges bis zu



Schön aus Hindbach mit Holzmasken.

40 kg schwer sein kann. Manche Trommelweiber haben die Innenseite ihrer Hefendeckel mit Ruß geschwärzt und fahren damit unversehens den Mädchen übers Gesicht. Trommelweib wird man nicht ohne weiteres. Sie bilden eine Gemeinschaft, in die man mit besonderen Bräuchen aufgenommen werden muß. Bei der Eidesleistung hält zuerst der Oberste der Trommelweiber eine Ansprache. Dann ruft er die Verstorbenen auf und nach jedem Namen ertönt ein fagenmusikähnliches Aufgelärme. Der Kandidat trägt eine Maske. Nur in ihr darf er den Eid leisten. Bei der Vereidigung verpflichtet er sich, an jedem Fasching da zu sein und am Umzug der Trommelweiber teilzunehmen. Er spricht einen grotesken Schwur, der von der Laune des Betreffenden abhängt: „Ich schwöre, daß ich einen Zucker machen kann, daß ich aus die Schuach außerbrich...“ usw. Dann wird die Faschingsfahne gesenkt und das neue Mitglied küßt ihren Saum durch die Maske. Die übliche Getränkepende

Alte Holzmasken beim Ebenseer „Fasching“.



(ein Faß Bier) beschließt den feierlichen Akt. In der Ausübung ihrer Faschingspflichten sind sie sehr gewissenhaft. Ein Auswärtiger, der ständig in Graz lebt, aber unter die Trommelweiber aufgenommen wurde, kommt jedes Jahr im Fasching nach Aussee, um mitzutun. Er spart das ganze Jahr für diese Reise.

Die Kunst der Trommelweiber, deren Erinnern etwa 250 Jahre zurückreicht, hat trotz ihres heute rein scherzhaften Auftretens wichtige Züge der alten Männergemeinschaften bewahrt. Sie bilden eine geschlossene Gruppe mit Ausnahmehäuten, unter denen die Eidesleistung und der Aufruf der Toten besonders bemerkenswert sind. Bei ihrem Lärmumzug berufen sie die Mädchen gleich all ihren Maskenbrüdern in fast ganz Europa. Ihr Besuch im weißen Gewand ist erwünscht und wird durch eine Naturalienpende belohnt. Einmal dürfte er den gleichen Sinn gehabt haben, wie der Heischgang der Glöckler, Krupf-Krupf usw. am Nord-



Ebenferr Fegen.

vande des Salzkammergutes. Dort zählten die Bauern, wie viele Festschegänger zu ihnen kommen und verkünden dann stolz im Wirtshaus, heuer waren es 112 (oder eine derartige Zahl). Denn je mehr, um so segensreicher das kommende Jahr. Am Abend des Faschingmontags gibt es noch ein besonderes Ereignis. Da ziehen die „Stachel-schützen“ nach dem großen Ausschießen zum Ball. In Aufsee ist nämlich, wie auch in anderen Orten des Salzkammergutes, noch das Schießen mit der Armbrust lebendig. Die damit verbundenen Aberlieferungen verdienen eine eigene Darstellung. Haben doch die Schützen noch ihre uralte Musik von Schwegelpfeifen und Trommeln mit eigenen Tänzen und Märschen im 5/8 Takt. In Rindbach konnte ich sogar noch Melodien aufschreiben, durch welche die Art der Treffer angezeigt wird. Jeder Kreis hat sein besonderes musikalisches Motiv. Bei den Aufseer Stachel-schützen dagegen zeigt der Zieler die Treffer durch 5 verschiedene Stellungen an. Ist

„Fegen“ mit einer Maske aus Vorhängen.



nur die leere Scheibe getroffen, fährt er bloß mit der rechten Hand aus. Gibt der Bolzen im äußersten Kreis, stößt der Zieler einen einfachen Fuchzer aus und hebt den rechten Arm leicht abgewinkelt nach oben. Beim zweiten Kreis fuchzelt er zweimal und hebt beide Hände in der gleichen Art nach oben. Beim 3. Kreis erfolgt abermals der Doppelfuchzer und beide Hände werden in die Seiten gestemmt. Ist aber der vierte, der Innenkreis getroffen, fuchzelt der Zieler und zieht seinen Spießhut mit dem Fuchzschweif schwingend ab. Besonders gute Schüsse veranlassen ihn zu den tollsten Sprüngen, oder er tut so, als ob er getroffen wäre, hängt den Hut auf den Bolzen und taumelt nieder.

In der Dunkelheit des Winterabends marschieren nun die Schützen durch Aufsee. Voran mit allerhand Kapriolen der Zieler in seinem Narrengewand. Er trägt eine Fugscheibe, auf der eine lustige Begebenheit aus dem Schützenleben dargestellt ist. Dann folgen die Schwegler

und Trommler und der lange Zug der Schützen mit Fackeln und Windlichtern. Auf den Hüften haben sie Tannenzweiglein und Papierrosetten entsprechend den Treffern. Ferner tragen sie an Stangen die bunten Halstücher ihrer Frauen als Fahnen. Den ersten Tanz auf dem Schützenball haben allein die Schützen mit ihren Frauen. Viel Spaß gibt es auch mit den Preisen. Jeder Schütze gibt ein „Best“. Doch ist das Geld des Preises meist schwer zu finden. Da bringt einer einen Holzblock voller Äste. Darin steckt irgendwo ein Fünfschillingstück, das es herauszufinden gilt, wobei der Stock manchmal in kleine Scheiter zerspalten werden muß. Ein anderer wählt ein paar alte Schuhe als Gefäß der Spende. Sie sind geschmiert und angerußt, daß man sie kaum berühren kann. Nur durch ein vollständiges Zerlegen, Abreißen der Sohle oder des Absatzes kommt man endlich zum Geld.

Den Höhepunkt des Faschingtreibens bringt der Dienstag, der eigentliche Faschingstag. Da sind in Nussee alle Geschäfte geschlossen, die Einheimischen aus der ganzen Umgebung ziehen in Massen nach Bad-Nussee, „Maschera-schauen“. Wenn auch einer oder der andere zeitgemäße Einfall zwischendurch verkörpert wird, so gilt ihr Interesse doch hauptsächlich der durch die Sitte streng vorgeschriebenen Brauchumsfasnacht: Flinkerln und Faschingsbriefe.

Das mit der süddeutschen Fasnacht meist verbundene scherzhafte Nüggericht (beim Inster Schemenlaufen z. B. die „Lahara“, auch mit Gesang und Bildern) ist in Nussee durch die Faschingsbriefe vertreten. Jedes Jahr in neuer Aufmachung ziehen etwa die „Reiterer“ oder die Glesge-Gruppe durch den Markt. In jedem Gasthaus, das sich sofort bis zum Bersten füllt, erklingt dann in manchmal herzlich ungehinkten Bierzeilern, was sich das ganze Jahr Dörliches ereignet hat:

Wann die Zeiten a diesmal kritisch laut und so manche drückt ein Leid,
über der Faschingsbrief der bringt hält wieder ganz a kloani Freud.
Es losst gern die Alten zua, bei die Jungen moß mas eh,
weil die am meisten anstößn toan bei uns in Bad Nussee.

Beim Mondschein is das Rodln üben Vastig goar so rah(e),
in Tuffel-Wirt sei' Reiterin, die rodlt oftmäls a.
Nur daß holt oft an Unreim hāt, das is wohl nit recht schön,
wann ma mit'n Esicht dort eini fällt, was a Dohs verliert beim Geln.

Ganz scharf aber packen sie jedes unsoziale Verhalten an, eine gesunde Abwehr der Gemeinschaft. Natürlich spiegeln sich auch die Zeitläufte im Faschingsdrief, und mit Humor befreien sie sich von den kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens. Unvergesslich wird mir die Schalkhaftigkeit ihres Fragebogen-Liedes sein nach der Melodie: „Weißt du wieviel Sternlein stehen...?“ In geradezu Hans-Sachs'scher Art fanden sie sich aber mit einem Ereignis ab, das zutiefst in ihr Heimats- und Stammesbewußtsein eingriff: die Abtrennung des Nusseer Landes von Steiermark und seine Zuweisung an Oberdonau nach dem Anschluß. Wer die Nusseer kennt, der weiß, daß sie sich mit jeder Faser ihres Wesens als Steirer fühlen. Steirisch ist ihre Tracht, ihr Lied. Aus Nussee holte sich auch Erzherzog Johann – einer der wenigen deutsch-fühlenden Habsburger und Abgott des steiermärkischen Landvolks – 1827 seine Frau, die Postmeisterstochter Anna Plochl. Nun hieß es Abschied nehmen vom Steirertum. Wie taten sie das? Bekanntlich wird der Kropf wegen seines nicht gerade seltenen Auftretens scherzhaft

das „steirische Wappen“ genannt. Nun vollzogen sie im Fasching 1939 feierlich die Kropf-übergabe an Oberdonau.

Toben am Faschingsonntag die Unholde der dunklen Jahreszeit durch den Ort, kommen am Montag die Trommelweiber, um durch ihr Aufgelärme die schlafende Natur gleichsam zu wecken, so erscheinen am Faschingdienstag die schönen, segensbringenden Gestalten in voller Glorie. Es sind die „Flinkerln“. 20 bis 30 von ihnen ziehen meist paarweise (Mussmandln und Mussweibln) hinter der Musik durch den Ort, die abermals den Faschingmarsch spielt. Sie tragen ein grobkleinertes Gewand, auf dem farbige Tuchflecken in allerlei Figuren aufgenäht sind. Wir erblicken da Sonne, Mond, Sterne, Herzen mit Dreisproß, Mann und Frau, Tiere usw. Aus dem weitverbreiteten Fleckergewand der Fasnachtgestalten ist hier eine sinnvolle Auszier geworden, die an die bemalten Gewänder der Narros in Billingen, der Baar und Notrweil gemahnt, aber reicher und eigenartiger ist. Eine besondere Note erhält das Gewand durch den dichten Besatz mit Silberfitter (Flinkerln). Auch die überlinger Hänsele verwenden diesen Schmuck, vor allem um die Augen ihrer Tuchlarve zu betören. Doch macht Nussee einen viel stärkeren Gebrauch davon. Man kann sich vorstellen, wie das sprüht und strahlt, wenn im Sonnenschein eines Wintertages der ganze Zug dieser bunten und leuchtenden Gestalten durch den Schnee geschritten kommt. Es braucht oft jahrelange Arbeit, bis solch ein Gewand fertiggestellt ist. Die älteren Flinkerlkleider sind übrigens etwas einfacher und kräftiger in ihrem Besatz.

Ihr Gesicht verhüllen die Flinkerln durch die „Bügl“, eine den ganzen Kopf bedeckende Tuchmaske. Darauf sitzt ein Spitzhut mit einem Büschel Goldrausch oben auf. Der Hals ist hinten wie in Billingen von einer großen Krause verdeckt. In Nussee glaubt man venezianischen Einfluß bei der äußeren Erscheinung der Flinkerln annehmen zu müssen. Ich habe schon mehrmals darauf verwiesen, daß die Flinkerln, wie die übrigen Salzkammerguter Faschingsmasken viel eher mit süddeutschen Fasnachtgestalten zusammenstimmen. Das bestätigt auch ihr Gebaren. Die Flinkerln tragen in weißen Säcken oder Polsterüberzügen eine große Menge von Nüssen mit sich. Um sie drängen sich die Kinder und schreien im Chor, während die Flinkerln im Takt dirigieren:

Faschingtag, Faschingtag, kimm nur bald wieda,
wann ma koa Geld nit hām, stehln ma an Wibda (Wibder),
wann nua koan Wibda hām, stehln ma an Nar (weibliches Schaf),
drum sein hält die Faschingtag gar so viel rar (lustig).

Auf diese Aufforderung hin werfen die Flinkerln eine Handvoll Nüsse aus, um die sich alles balgt. Nicht anders kann man die Notrweiler Narros würdevoll die Sprechchöre der Kinder dirigieren sehen:

The image shows two staves of musical notation. The first staff is a treble clef with a key signature of one flat (B-flat) and a 4/4 time signature. It contains a melody with lyrics underneath. The second staff is a bass clef with a key signature of one flat and a 4/4 time signature, containing a lower melody. The lyrics are in German and refer to 'Nüsse' (nuts) and 'Süß' (sweet).

oder: Narro, siebe Süß, siebe Süß in Narro gfi

Der beliebteste Narrenchor von Konstanz bis Rottweil aber lautet: „Hoorig, hoorig, hoorig
isch die Kas; und wenn die Kas nit hoorig isch, so fangt sie keine Mäuse nit. Hoorig, hoorig,
hoorig isch die Kas.“ Dann werfen die Hansel und Narros Eßigkeiten aus, die offensichtlich
an Stelle der alten Fruchtbarkeitszeichen (Nüsse) getreten sind. Wenn die Bräunlinger
Kinder (2) ihre Hänsele anfangen:

Hanselakei, Hanselakei,	's Zibele wiegt ere hundert Pfund.
häst e Mul voll Erbschrei,	Hanselakei, Hanselakei!
häst deham e Bibl rund,	Bisch vom Mul de Erbschrei!

so werden die Hüttler in den Dörfern vor Jungsbrud (3) durch den Ruf herausgefordert:

Unter der Bettstodt steht a Hüttler,
wer si nit außer trauf, isch a Hüttler,
oans, zwoa, drei – Hund he!

Dann erscheinen die zottigen Gestalten und werfen Brotkrumen und Brezen aus. In
Auffee gibt es außer dem angeführten noch eine Reihe von Texten für die Sprechchöre der
Kinder, etwa:

Mei Bada schickt mi h(e)	Oder: Na na, das tuat der Peter nit,
um 13 Kreuzer Schmech (Schmech),	im kalten Wasser steht er nit,
und 13 Kreuzer h(e) i nit,	im wärmen will er a nit stehn,
drum kriag i a koan Schmech.	Ja Peter, das war schön.

Die Verse sind manchmal ziemlich derb. Bei den Veröffentlichungen werden solche meist
unterschlagen, wodurch ein falsches Bild vom Volkswitz entsteht. Es ist einer der beliebtesten
Reime:

Der Kaffler scheißt ins Butterfaß,
Sadrawalt, wie rumpelt das!

Ein Glinserl hat in seinem Sack auch Sägespäne, die es den sich um die Nüsse bückenden
Kindern auf den Kopf streut. Vielleicht ist das ein Rest des Säens. Denn bei den Pflugum-
zügen der Masken im Fasching geht gewöhnlich auch ein Sämann mit, der Sägespäne aus-
streut, natürlich besonders gerne auf die Zuschauer („Egetmannumzug“ in Dramin, „Zuf-
rennen“ in Prad, Südtirol). Schließlich gibt es noch die Gestalt des „Zachert“ in Auffee. Auf
sein Kleid sind kleine Glitterplättchen genäht. Er schlägt mit einer an einem Stock befestigten
Schweinsblase die Erde oder sich bückende Kinder. Auch hierzu gibt es im deutschen Fas-
nachtsgebrauch die mannigfachen Gegenstücke: vom „Burgltreiber“ beim Draminer Eget-
mann bis zu den Elzacher „Schuddigs“ im Schwarzwald, die ihre Schweinsblasen klatschend
auf den Boden schlagen.

Mit dem Sonnenuntergang verschwinden die Glinserln. In den Auffeer Gasthäusern aber
spielt sich bis Mitternacht noch ein fröhliches Treiben ab, denn:

Heit is da Faschingtag,	heit mach i's Testament,
heit lauf i was i mag,	's Geld geht zan End.



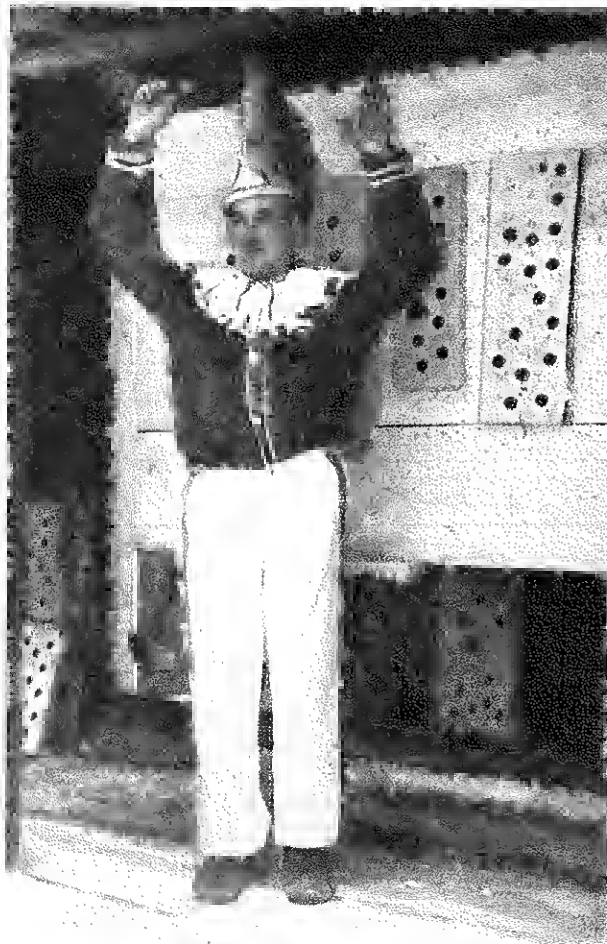
Auffeer Faschingsbräuel



Wenn sich am Faschingssonntag
die ersten Masken zeigen, tät
ihnen vielstimmig der Schrei
„Pfeß“ entgegen.



Mit ihrem Besen fächeln die
Pfeß durch die Gassen von
Auffeer.



Der Sieger der Ausser Stachel-
schützen zeigt einen Treffer im
2. Kreis an.

Am Mitternacht wird der Fasching begraben, eine als Leiche hergerichtete Maske. Einer münzt den Kaplan und hält die Trauerrede, alle heulen und schluchzen, während die Ministranten alle Anwesenden noch tüchtig mit Weihwasser „einweichen“. Zum letztenmal erkönt der Faschingsmarsch und die narrensche Zeit ist wieder einmal überstanden. Die ganz Gründlichen finden sich am Aschermittwoch noch zu einem Heringsschmaus zusammen. Damit ist ein Höhepunkt des Jahres für die Ausser beschloffen. Sie hängen an ihrem Brauch ähnlich wie die Schwaben, die das Jahr von Fasnacht bis Fasnacht rechnen. Dem Forscher aber bietet ihr Treiben eine Fülle wertvoller Beobachtungen, denn er findet hier einen klaren Aufbau und altertümliche Züge, wie selten anderswo.

(1) J. E. Baldstreund, Volksgebräuche und Aberglaube in Tirol und aus dem Salzburger Gebirg, Zf. f. Mythologie und Sittenkunde III, Göttingen 1855, S. 337. — (2) H. E. Busse, Alemannische Volksfasnacht, Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“ Nr. 45, S. 39. — (3) W. Hein, Das Hutterlaufen, Berl. Zf. f. Vt. IX (1899), S. 111.

Alfred Webinger / „Fasnacht“ und „Fasching“

28 In die Ableitung der Ausdrücke Fasnacht und Fasching geht schon lange der Kampf. Bald wurde der Fasnacht der Begriff der kirchlichen Fasten zugrunde gelegt (1), bald wieder behauptete man, Fasnacht habe mit fasten nichts zu tun (2), es handle sich vielmehr um eine alte Bezeichnung nach dem Zeitwort fassen (= fruchten) (3) oder auch nach fassen (= tolles Zeug daherreben) (4) oder nach beiden Zeitwörtern (5); dann bestritt man jeden Zusammenhang zwischen Fasnacht und Fasching (6) oder man stellte Fasching als ungeklärt hin (7) und endlich erschienen doch wieder beide Wörter in wurzelmäßigem Zusammenhang (8).

Ein zwingender und zusammenfassender Beweis wurde aber bis heute weder für diese noch für jene Behauptung erbracht. Es lagen und liegen allem Anschein nach für die Verneinung eines Zusammenhangs zwischen Fasnacht, Fasching und fassen auch kirchlich-religiöse Gründe vor.

Grimms Behauptung, Fast-(nacht) sei zu Fas-(nacht) verkürzt wie Kunst zu Kuns, leidet zunächst daran, daß ja die Form Fasnacht durchaus nicht als die älteste überliefert ist. Wenn auch die vielen Zufälligkeiten unterworfenen schriftliche Überlieferung weitläufig nicht alles besagt, da eine Form, die um 1250 zum erstenmal angetroffen wird, trotzdem schon um 1200 geläufig gewesen sein kann, so muß immerhin auf die zeitliche Überlieferungsreihe deshalb eingegangen werden, weil z. B. ein allerneuestes Wörterbuch behauptet (9), „Fasnacht mhd. (seit etwa 1200) vastnacht, später (mit Erleichterung der Gruppe fn) vasnacht, noch später (unter nachträglicher Anlehnung an frühnhd. fassen = Pöffen treiben) fasnacht... Die Deutung kann allein von der ältesten Form ausgehen“.

Demgegenüber steht nämlich fest, daß sich schon um 1206, und zwar in Wolframs Parzival, vasnacht findet, während vastnacht erst 1299 und vastenacht 1314 auftaucht (10).

Ist also die Deutung bei der ältesten Form anzusetzen, dann eben bei vasnacht! Zunächst sei bemerkt, daß mindestens ebenso leicht wie ein Übergang von st zu s ein solcher von s (st) zu st und damit die Möglichkeit der Entwicklung von fassen zu fasten zu belegen ist.

Mhd. finden wir neben fassen auch fasten, neben fassen noch rasseln und rasseln; im Bayrischen hört man statt niesen fast nur niasten, teilweise für Drüse Driastu (11), das Kasserol und der Kessel erscheinen als Kasterol und als Kestl. Neben seifeln gibt's seisteln, aber auch sisseln (12).

Die Brenneffel spricht man im Bayrischen als Brenneftl und der urkundlich Nestelbach lautende steirische Ortsname spricht und schreibt sich nur Nestelbach (13). In Oberösterreich wird jene weibliche Kraft, die beim Schnit die Getreidegarben faßt, also die Fasserin, nur Fasterin genannt (14). Diese Übergänge von -f zu -st haben den Vorteil für sich, zum größten Teil der lebendigen Mundart zu entstammen. („Kontakt-Distillation“, wie „Fähdrieh“ aus „Fälyn-rieh“.) Es ist ferner zu bedenken, daß nach dem Schwund des e zwischen f und n (Fas-n-acht) die

Einstellung eines t vom Standpunkt der Sprechwerkzeuge aus geradezu „auf der Zunge lag“. Fragen wir uns übrigens, warum Fasnacht zu Fasnacht geworden sein soll! Grimms „Analogien“ (Kunst zu Kuns usw.) befriedigen doch wirklich nicht so richtig. Jedenfalls müßte ein sprachlicher oder sachlicher Grund anzuführen sein. Sprachlich ließe sich einwenden, warum nicht auch die „Fasten-nische“ zur „Fas-nische“, warum nicht die „Fasten-nudeln“ zu „Fas-nudeln“ und die „Fasten-nockerl“ nicht zu „Fas-nockerl“ geworden sind. Eine der vielen Mundarten hätte ja doch diesen Fall erleben können oder müßten.

Und sachlich? Wenn dem Deutschen oder, gleich weiter gesagt, dem Germanen der Begriff des Fastens unbekannt gewesen wäre, so wäre dies immerhin noch ein Anlaß gewesen, den ungewohnten oder unbekannten Begriff des Fastens durch Unterlegung eines geläufigeren (fasen, faseln) zu ersetzen (Volks-etymologie). Aber da schon der vorchristliche Germane das Fasten sehr gut kannte, ja so gut, daß von der Kirche dieses germanische Fasten als „heidnisch“ verurteilt wurde, so entfällt auch dieser Grund. Es bestand also auch sachlich wirklich kein Anlaß, das „Fasten“ etwa durch das bekanntere „Fasen“ zu „deuten“ oder zu „etymologisieren“.

Wenn wir den in der Überlieferung festgehaltenen Formen nachspüren, so ergibt sich folgendes Bild:

vas-nacht... 1206 (15), 1295 (16), 1298 (17), 1300, 1360 u. ö.; vase-nacht... 1268 (18), 1363 (19), 1405 usw.; vassen-nacht... (20); vaß-nacht (21); vass-nacht... 1327 (22); vass-nacht (23); fassche-nacht (24) (1376–1439); fasshang... 1283 (25) u. ö. so auch 1391 (26); vasshang (27); Personen-Namen fasshang 1404 (28); vasshang (29) (1449); vasshang-tag... 1303, 1337 usw. (30); vasshang-zit (31); dazu latinisierte Formen wie „(tempore) vascaneo“ (1295), „(tempore) vascangali“ (1431), „(tempore) vashangali“ (15. Jahrh.), „(tempore) vaschangi“ (1486) (32). Dann: fassang, vassang... 1303 (33); fassang-tag (Wien, 1440) (34), aber auch schon so im 14. Jahrh. (35). Dazwischen von 1299 an vass-nacht und vasse-nacht (1314, 1334, 1350), vass-abent, (1477) (36).

Schon ein Blick auf diese Formenreihe drängt einem die Überzeugung auf, daß Fast-nacht kaum vor Fas-nacht zu stehen kommen dürfte, zugleich aber wird einem auch der zwischen Fasnacht und Fasshang bestehende Zusammenhang ziemlich deutlich.

Befolgen wir uns aber Formen, wie sie in den Mundarten vorkommen, so tritt uns des Rätsels Lösung noch etwas näher.

Vor allem sind die Formen mit Fasse- und Fas-, also Fasenacht, Fasnacht, Faslnad, Vassenacht, Fasnacht u. ä., geradezu gehäuft im Gebrauch in den lebendigen Mundarten (37). Schon Schmeller (38) stellt fest, und zwar für die älteste Zeit, daß die Formen mit vas-(fas-) am gängigsten sind und eben dadurch Zweifel gegen die Ableitung von fasten erregt würden; dabei bringt er gegen 40 entsprechende Formen mit fas- auf; er selber schreibt Fasnacht.

Im Siebenbürgisch-Sächsischen treffen wir die Fassenacht, eine Form, die nur auf mhd. vasse-nacht oder vassnacht zurückgehen kann. Denn mhd. vass-nacht (von fasten) könnte niemals diese Form zeigen, sondern müßte zu Fassnacht oder Fassnacht geworden sein, „der Ableitung von älterem faseln gibt unsere Mundart recht. Sie hat nirgends t im Bestimmungswort“ (39).

In der Mundart um Trier heißt die Fasnacht Fassnacht; stammte das Wort von fasten ab, so müßte es langes a haben, fasten heißt dort „fassden“; entsprechend bei Fasselhans (40).

Dazu halten wir, daß z. B. das Schwäbische und das Rheinpfälzische nie Fassnacht, wie es heißen müßte, wenn es von Fasten abzuleiten wäre, sondern immer nur Fasnacht verwenden (40a). Friedrich Schön endlich belegt für das Saarbrücker Land auch „Fasenacht“ (Fasenat, Fasent, Fased) und hält gründlich auseinander: 1. „Fase-sichelher“ (= Fasnachtstrapsen) und „Fase-hoge“ (= Fasnachtverwunnente) von 2. „Faschde-bretel“ (41). Damit bezeugt er, daß in seiner Mundart zwei mit Rücksicht auf ihr Bestimmungswort völlig getrennte Formen vorkommen. Die eine Gruppe gehört zu fassen, die andere zu fasten („Faschde-“). Wenn diese beiden Bestimmungswortgruppen in der unbeflügelten Mundart derart deutlich auseinandergehalten werden, so beweist dies klar genug, daß es sich auch um zwei wurzelmäßig ganz verschiedene

Wörter handelt. Diese Belege allein scheinen mir eine bereits entscheidende Grundlage dafür zu sein, daß wir für das kirchliche, vom Fasten abgeleitete Wort Fasnacht ganz andere Voraussetzungen anzunehmen haben als für jenes Wort, das in Faselicheit steckt, zu dem also auch Fasse-nacht gehört.

Hier möchte ich erwähnen, daß in Oberdonau unter dem Begriffe der Fasnacht auch die Nacht des 24. Dezembers verstanden wird (42); diese Fasnacht bedeutet den ganzen 24. Dezember bis zur Mitternacht und ist ein kirchlich streng gebotener Fasttag. Nie aber erscheint diese Fasnacht als Fasse- oder Fassnacht, ebenso wenig wie die „Fasstweihnacht“ (24. Dezember) als Fasstweihnacht erscheint.

Man hat sich schließlich auch daran gestoßen, daß die Fasnacht eine Einzahlbildung ist, und hat gemeint, wenn wir es dabei mit einer vorchristlichen Erscheinung zu tun hätten, so müßte Mehrzahlbildung vorliegen wie bei Weihnachten und Ostern, also etwa „in den Fassenächten“ (43). Abgesehen davon, daß in einer Mundart tatsächlich auch die Mehrzahl vorkommt, nämlich „14 Tage nach den Fasnachten“ (aus 1685) (44), kennen wir aber auch sonst noch einzelne Nächte wie die „Störnacht“ (= „Besetznacht“ = „Unruhnacht“), die „Rauhnacht“ und die „Lößnacht“, lauter Nächte, die auf uraltes vorchristliches Brauchtumsgut zurückgehen und die alle immer nur eine einzige Nacht aus einer Reihe sachlich zusammenhängender, wenn auch oft weit auseinanderliegender Nächte bezeichnen.

In diesen Nächten wird allerlei Schabernack getrieben, weshalb eine von ihnen auch die „harrische Nacht“ heißt. Über diese Nächte gibt Hörmann (45) eine ausführliche Schilderung. Dazu kennt die Volkskunde noch die sogenannten „Freinächte“ (46), die den Unruhnächten entsprechen. So die Jürgenacht (24. 4.), die Nacht am Weißen Sonntag und die des 1. Mai, die alle zum Unfugmachen besonders offen stehen (46a). Ähnlich wird auch der frühe Morgen des Stefantages (18. Februar) verwendet (47). In diesen Nächten übt die Jugend uraltes Mägderecht aus, das auch beim Fasshingszug noch Geltung hat. Innere Verwandtschaft der Fasshingszüge und der Unruhnächte liegt auf der Hand.

Für Klärung der Frage Fasnacht trägt wohl auch die Tatsache bei, daß in Garmisch eine maskulierte Person den Namen „Fasnacht“ trägt, ein Weib mit zerzaustem Haar „a rechte Faslnad“ heißt und daß ferner die „Faslnad“ als Gestalt faulen Mägden den Rocken zerzaust (Mägderecht) (48).

Damit erweisen sich diese Ausdrücke nach Inhalt und Form als ganz feste alte Begriffe, die kaum mit fasten etwas zu tun haben können.

Aber auch die Form vassel-(fassel-)abend, ihnen entsprechend auch Formen im Nordischen, vom Mind. kommend (49), sprechen durchaus nicht etwa für eine Grundlage aus dem Bereiche des „Fastens“, öfter vielmehr dagegen. Vor allem liegt rein sprachlich der Übergang von Fasse zu Fassel, also vom „Fasselabend“ zum „Fasselabend“, wie schon gezeigt, sehr nahe.

Hat sich bisher vor allem im Rahmen des Sprachlichen aufzeigen lassen, daß Fasnacht seine Abstammung eher von fassen(fasel-) als von fasten herleitet, so soll nun nachzuweisen versucht werden, daß zwischen Fasnacht („Fasnacht“) und Fasshing ebenfalls sprachlicher Zusammenhang besteht, damit es nicht bei der bloßen Vermutung bleibt, wie sie die Nebeneinanderstellung der zeitlichen Abfolge der entsprechenden Formen bereits aufkommen ließ.

Übergänge von f zu sch liegen genügend vor. Am häufigsten geht f nach r in sch über, auch in der Schriftsprache, so in unfisch = unfisch, ars = Arsch u. ä. In der Mundart, vor allem im

Alemannischen, findet sich dieser Übergang am häufigsten, er tritt jedoch auch im Baprischen wiederholt auf (50). Ich erinnere an die *Ferschn* (= *Ferse*), an *Pferschi* (= *Pfirsich*). – Mhd. *jest* und *jesten* erscheinen nhd. als *Eischt* und *gischten*, mhd. *grosse* = nhd. *Groschen*, mhd. *har-nas* = nhd. *Harnisch*. Im Mittelhochdeutschen findet sich neben *veissen* auch *veisschen*, neben *vleis* auch *vleisch*, entsprechend *vleisen* und *vleischen*. Im Fränkischen erscheint die *Voaschl* (*Peitsche*) als *Voaschl*, *Eis* als *Eisch*, ähnlich in der Mundart von Gottschee, im Mhd. gibt es neben dem *stn. bräs* auch ein *stf. bräsch*, beide mit der Bedeutung *brausen*. Ferner stehen im gleichen Bedeutungsrahmen die Formen *krizen*, *krissen* und *krischen* nebeneinander, wobei wir den Wechsel zwischen *st*, *sch* und *st* beobachten können. Dazu noch mhd. *nesche* = *niesen*, *brasteln* (= *prasseln*) und *brätscheln*.

Das Schwäbische führt neben einer *fasnet* auch eine *fosenoht*, dazu noch die Formen *Vasnacht*, *Fasnacht* und *Vaschnacht* (51). Schon Welgand weist bei der Behandlung des Wortes *Fasching* auf diese Übergänge des *f* in *sc* und *sch* hin, wobei er von der Grundlage mhd. *vase*, *vas* und *fasnacht* ausgeht, die Form *vashnacht* für 1327 beibringt und die mhd. Formen *fassang* und *fashang* (*vashang*) anführt (52).

Für den Wechsel zwischen *f*, *st*, *st* (*sc*) und *sch* scheint mir folgende Zusammenstellung wichtig. Wir finden im Mittelhochdeutschen einen „*ostar-fristing*“, können aber aus der ins Altfranzösische übernommenen Form „*fresange*“ erschließen, daß auch eine *f*-Form geläufig war. Jedenfalls gibt außerdem Beger für Kärnten neben *Frising* und *Frising* (junges Schaf) auch zimbr. *vrishong* an (53). Mhd. heißt dieses Tier *veishing*, nhd. *Frish*(ling). Bei den für *Fasching* überlieferten Formen stoßen wir auf dasselbe wechselnde Spiel (*Fasling*, *Vaslang*, *Fassang*, *Fassent*, *Vaschang*, *Fasching*, *Faschung*, *vashont*) (54).

Demgegenüber ist mnd. *vastigant*, anord. *fastugangr* (Beginn der Fasten) von *gangr* (= *Prezession*) (55) naturgemäß keinerlei Erklärung für unser baprisches Wort *Fasching*, sondern offenbar nur eine volksetymologische Deutung von *vashang* oder *vassang*.

Desgleichen muß der Versuch, die aus baprischem Gebiet für 1283 belegte Form „*vashane*“ („*vastichang*“, „mhd. *vast-schane*“) als „*Ausschenken eines Fastentrunkes*“ zu erklären (56), zurückgewiesen werden. Wenn in diesem Zusammenhang noch zu lesen ist, die Form *Fasching* müte uns heute fast fremdsprachlich an, so ist diese Behauptung schwer verständlich. Und für den Fastentrunkauschank müßte doch auch gezeigt werden, wieso der *Fasching* durch einen Fastentrunk seinen Namen bekommen hat, wo doch schon ein *Ausschank* erst für die Zeit nach dem *Fasching*, also für die richtige Fastenzeit, in Betracht kommen könnte!

Die Versuche einer „*Erklärung*“ durch „*vach schant*“, „*vach schant*“ und „*vach scham*“ (57) sowie durch *Fasling* (von *fasten*) (58) seien nur der Selbstanklage wegen erwähnt.

Eine besondere Sache ist noch anzuführen. In einem Vokabular des 15. Jahrhunderts (Klagenfurter Handschr.) (59) findet sich das lateinische Wort, aus dem sich *Fasan* herleitet, *vasianus* durch *vashang* wiedergegeben. Dies beweist, daß sich auch in den Alpenländern baprischen Sprachstammes ein *f*, vor allem *st*, leicht in *sch* verwandelt hat. Außerdem muß *fasan* = *vasianus* mit *vashant*(g) = *Fasching* gleich oder fast gleich gesprochen worden sein (*fasan* – *vashan* – *vashant*) (60).

Bei dieser Gelegenheit drängt sich die Vermutung auf, daß all diese verschiedenen Endungen im Rahmen des Wortes *Fasching* vielleicht nichts anderes zu bedenten haben, als die Wiedergabe eines silbischen *n* zu ermöglichen. Auf jeden Fall ist heute im Steirischen die Aussprache

„*Fosch-n*“ ganz allgemein (silbisches *n*). Der Steirer spricht von der „*Foschn-nocht*“. Die alten Lautungen *vase(n)-nacht*, *Fas(n)-nacht*, *Fasche(n)-nacht* und die latinisierte Form *vascan-eo*, der der Kehllaut fehlt, dazu gehalten, könnten einen in der Ansicht bestärken.

Da nun aber in Böhmen in einem Faschnachtspiel eine Person namens *Foschai* auftritt (61) und diese eine Verkleinerung zu *Fosch* (*Fasch*) vorstellt, liegt es sogar nahe, daß wir auch von hier weg zu einer Urform *Fasch*, *Vasch* und somit zur Wurzel *Vas*, *Fas* zurückfinden können.

Gehen wir aber nun die sprachliche Grundlage für *Fasnacht* im Begriffsfeld von „*fasen*“ und hängt mit der *Fasnacht* auch der *Fasching* sprachlich zusammen, dann ist der *Fasching*, die „*Faschangzeit*“ des Mittelhochdeutschen, jene Zeit, in der das *Fasen* zu seinem vollen Rechte kommt. Mit dem allmählichen Nachgeben der Winterhärte, mit der steigenden Sonne und den länger werdenden Tagen erwacht die gesamte Natur zu neuem Leben. Die ersten Frühblumen stecken langsam ihre Köpfe hoch, die Stimmen der Vögel lassen sich öfter und öfter vernehmen, der tierische Nachwuchs in der freien Natur, allen voran der des Hasen, und im Bauernhof die Kücklein treten immer auffälliger in Erscheinung und eibildlich ist als Zell im Ganzen auch der Mensch in dieses freudige Aufleben eingeschaltet, auch seine Lebensbejahung steigert sich zu- sehends im Gleichlauf mit der Natur. Übermut und Fröhlichkeit sind die äußeren Zeichen dieser frohen Stimmung, die sich weiterhin auch noch in Umzügen aller Art, in Umritten und Vermummungsumläufen, im Winterausstreiben, Tobausstragen, *Faschingbegraben*, *Tattermann*-verbrennen und in *Rockereisen* ausdrückt. Mädchen werden von Burschen mit Wasser besprengt oder sie müssen einen Pflug ziehen, versüßende Altweibermühlen werden in Gang gesetzt und *Faschinghochzeit* wird gehalten. Sonnenscheiben läßt man brennend über die Hänge hinab- rollen, Tänze und Reigen finden statt. Bloßziehen ist üblich und vor allem gibt's Lärm in vielerlei Formen: *Aperschnalzen*, *Chellenläuten*, *Chieschen* und *Chreien*.

Nichts ist leichter zu ersehen, als daß es sich dabei vielfach um ein „*Erwecken*“ der Natur dreht, um eine das Fruchten fördernde Nachahmung natürlicher Fruchtbarkeitsvoraussetzungen; dafür spricht neben anderem besonders das Mittragen von *Faschentkindern* und „*Poppelen*“. Auch Beziehungen auf *Glücksgeheimen*, *Malswuchs* und *Koggenertragnis* treten bei diesem Brauchtum hervor (62). Und so meint Martin Wähler in seiner *Thüringischen Volkskunde* (63) wohl mit gutem Recht, einzelne dieser *Faschingbräuche* schienen „eine Steigerung der anhebenden Frühlingskraft zum Gedeihen für Mensch, Vieh und Acker in ernstesten kultischen *Fasnacht*-begehungen bezeichnet zu haben“.

Im Rahmen der *Fasnacht* sind die besonderen Züge zusammengeballt und gehäuft, als sollten sie nochmals im Fluge vorüberziehen bei letzter Gelegenheit vor Beginn der durch die Kirche angeordneten Zeit der Vorbereitung auf Ostern. Das Treiben, das wir heute für den ausgesprochenen *Fasching* als so bezeichnend finden, war und ist teilweise durchaus nicht auf den „*Fasching*“ beschränkt. Denn Maskentragen und Mummenschanz lassen sich in freilich verschiedenen Formen schon lange vor Weihnachten nachweisen und reichen bis weit über Ostern hinaus. Nun aber wird z. B. in der Lüneburger Heide das selbst in diesem Falle immer noch „*Fasnacht*“ benannte Maskenumzugtreiben schon mit Neujahr begonnen und Woche für Woche in einem anderen Dorfe durchgeführt (64). Ähnliche Tatbestände liegen der irrümlichen Auffassung zugrunde, die von einem „*Vorverlegen der Unterhaltungen des Faschings*“ auf die Feiertage von Weihnachten, Neujahr und Heilige Drei Könige“ spricht, wie dies für Osttirol der Bericht einer Jesuiten-Volksmission zwischen 1736 und 1744 tut (65).

In Tirol begannen ja hierher gehörige Erscheinungen bereits um Martini, wo mit dem „Martinsgestämpf“ die mit den Faschingsumzügen eng verwandten nächtlichen Rügengerichte einsetzten (66).

Aus diesen Umständen ergibt sich wohl, daß die Faschnacht (= „Faschnacht“) wirklich nur eine kleinste Zellererscheinung einer ganzen Kette zusammenhängender alter Kultbrauchformen ausmacht.

Die mit den Faschingsbräuchen verbundenen Maskenumzüge sind das Abbild des Totenheeres, das ja das Wachstum beeinflusst (67). Und die beim Faschingszug gern geübte Citte des Ziselns mit der grünen Rute, des Schlagens mit der Peitsche und des Benekens mit Wasser ist für die wichtige Rolle der Fruchtbarkeitsanregung beweisend.

In Garmisch-Partenkirchen nun führt der Vortänzer beim Maskenreiben entweder eine grüne Fichtengerte oder einen Ochsenfiesel, das „Müatla“ genannt, mit dem er den Saft gibt (69). Im Imster Ehemienlauf trägt der „Koller“ den „Pinsel“, einen Wedel aus Holzfäsern, in der Hand (70). Der „Pinsel“ (= Pems) ist in der Jägersprache das Haarbüschel an der Brunnstrute des Schalenwildes, aber auch schlangweg die Brunnstrute selber (71). Der Pinsel kommt vom lateinischen penicellus her, penicellus aber, wenn auch vielleicht nicht unmittelbar mit penis zusammenhängend, bedeutet immerhin auch den Schwanz, das vom Körper „Abhängende“ (72). Mhd. vīsel ist das männliche Glied, und mit diesem Wort wieder hängt das alte vafel = Nachkommenschaft, Junges zusammen. Das Schweizerische Idiotikon führt an unter Fasel: junges Vieh, junge Zucht besonders derselben Mutter, Haufe von Tieren, zur Zucht bestimmte Fische, Hühner, Bienen. Auf den Menschen übertragen: Geschlecht, Kinder, Stamm; bei Neben der Zeit, auf welchen man das nächste Jahr schneiden will (73).

Unter faslen: Junge werfen, befruchten, (vom männlichen Tier) bespringen, (von Pflanzen) neue Wurzeln treiben, keimen, Fruchtnoten ansetzen, Knospen bilden (74).

Endlich unter Fisel: Verte = Rute, Verte = Weisel, Rute als männliches Glied, meist von Tieren, usw. (75).

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich der enge sachliche und sprachliche Zusammenhang zwischen Fisel, Fasel und faseln. So erhält von dieser Grundlage aus die Fasel- oder Faselnacht ihre starke, sinnfällige Stellung als jener Zeitpunkt, an dem alles Lebensbejahende zu seiner besonderen Bedeutung kommt.

Daß die Wurzel vas-(fas-) stark verwendet wurde, bezeugt für die alte Zeit die Fülle von Zusammenhängen mit vas-(e, -el) und ves-(el) z. B. in Schmellers mittelhochdeutschem Wörterbuch; wie gerne und gehäuft aber die heute noch lebendigen Mundarten diese Wurzel gebrauchen, darüber belehren die neuzeitlichen Mundartwörterbücher (Schwäb., Schweizer., Niederb., Sächsl. usw.). Einige Hinweise seien gebracht. Das Mhd. führt u. a. auch die Eigenschaftswörter vefelic und vefel = fruchtbar. Zu ersterem gehört gewiß der Ausdruck „die Fasellegen“ (Faselig), der im oberfränkischen Eifeltrich jene Burschen bezeichnet, die einen Strohhäuten zur Faschingszeit herumtragen und Mädchen schwärzen (76). Dazu finden wir im Mhd. neben vafelen = gedeihen auch ein vefelen, das so viel wie „gedeihen machen“, „pflegen“ heißt. Fernerhin kennt das Mhd. ein starkes Neutrum vafel = junge Nachkommenschaft und ein starkes Maskulinum Fasel = zur Fortpflanzung dienendes männliches Vieh. Im heutigen Österreich lebt noch der Ausdruck Fasel = Gefindel, im Schweizerischen gibt es das Wort „gefasset“ = „reich an Nachkommenschaft“ und „faslig“ = „fruchtbar“, beides vom Schwein

(77). Im Schleswig-Holsteinischen kennt man die „Fasselfarken“ = zur Zucht bestimmte Ferkel (78). Nicht wertvoll ist noch das Vorkommen zweier Wörter im Schwäbischen, nämlich 1. Faselhemb = das Hemd, das die Gevatterin ihrem Patentkind gibt, damit es darin besser gedehle, und 2. Faselmann = verlarvte Person, Buß (79).

Diese beiden Ausdrücke leuchten tief hinein in das Vorstellungsgebiet, aus dem heraus auch die Leben erweckenden und Reimung fördernden bereits angeführten Bräuche (Ziselns, Peitschen, Besprengen, Lärmen) ihre innere Begründung erhalten.

Da der Germane vor allem Bauer war, mußte er mit dem Wechsel der Jahreszeiten innerlich verbunden sein. Eine Selbstverständlichkeit daher, daß die Nachwinterzeit auf germanisches Vorstellungsleben und germanische Brauchumsbildung und Zelergestaltung allergrößten Einfluß hatte. Grundlage und Voraussetzungen für die um diese Zeit sich wieder erneuernden Daseinsbedingungen war und blieb die ewige Fruchtbarkeit des Bodens mit seinen Pflanzen und Tieren. Der maßgebende Begriff für Werden und Früchten, aber auch für Befruchten und Zeugen war fasen (faseln) und der dieses wieder bedingende war vafel (wifel).

So ist es nicht verwunderlich, wenn gerade Wörter dieses Stammes dazu verwendet wurden, der ganzen Zeit den sprachlichen Stempel zu verleihen. Oder ist es überhaupt denkbar, daß eine Zeit, die durch so sinnfällige und weitverbreitete Bräuche gekennzeichnet war, nicht schon seit Urzeiten einen Namen geführt haben soll? Sollte der Germane oder der Deutsche denn wirklich keine Notigung empfunden haben, die Wochen des Nachwinters und des Vorfrühlings mit ihrer ausgeprägten Brauchumsart aus eigenem zu benennen? Das ist nicht anzunehmen und es ist daher auch um so weniger zu glauben, daß erst durch den kirchlichen Begriff der Fastenzeit der Deutsche darauf gestoßen worden wäre, das neue Aufleben innerer, durch die Natur veranlaßter Freudezeit selbständig mit Namen zu versehen.

Wenn wir also knapp nach 1200 vafeln vorfinden, so haben wir keinen maßgebenden Grund mehr, beim Bestimmungswort an etwas anderes zu denken als eben an vafen oder faseln.

Die Kirche hat ja von Anfang an gegen das „Faschingsstreiben“ lebhafteste Abneigung gezeigt. Wie kennen doch einen Konzilsbeschluß des 8. Jahrhunderts (Synode von Eßelnae, 745), der gegen „die Unflätigkeiten im Februar“ Stellung nahm und sich auch gegen „das Herumlaufen in zerfetzten Kleidern“ richtete (80). Mit diesen Wendungen ist wohl nichts anderes gemeint als das spätwinterliche Faschingsstreiben und der damit zusammenhängende Vermummungsbrauch (vgl. auch die heute noch umlaufenden „schlachen Perchten“!).

Wenn die Kirche gegen den Fasching in seiner alten Form auftrat, weil sie in ihm eine störende „heidnische“ Betätigung sah, dann liegt auch nahe, daß sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln die Erinnerung an diesen heidnischen Brauch zu tilgen bestrebt war. Die Kirche hat ja in unzähligen Fällen ähnlicher Art rücksichtslos durchgegriffen und altes, bodenständiges und blutgebundenes Brauchtum entweder sich selbst einverleibt und ihm so den „Segen“ gegeben oder es auch umgebogen und am Ende sogar lächerlich gemacht. Beispiele hierfür beizubringen ist hier ganz überflüssig (81). Wichtig ist nur die Überlegung, daß die Kirche auch im Falle Faschings durchgreifen wollte und von ihrem Standpunkt aus mußte. Und trotzdem muß noch Abraham a Santa Clara von der „bunnen und wütigen Faschnachtzeit“ sprechen; daraus ersieht man nebenbei, wie sehr der Kampf gegen dieses Brauchtum erfolglos war.

Wie nun die Kirche aus den heiligen Nächten um die Winterjohanniswende herum eine Nacht besonders herausgriff, nämlich die vom 24. auf den 25. Dezember, und diese eben zu der einen

„Heiligen Nacht“ stempelte, so ging ihr Streben noch weiter und sie versuchte besonders in neuester Zeit durch Presse und Predigt, aus dem alten Begriff „Weihnachten“ (= zu den geweihten Nächten) „Die Weihnacht“ (= Die heilige Nacht) zu bilden. Es blieb natürlich nur bei dem Versuch. Und genau entsprechend hat dieselbe Kirche aus der Reihe von Tagen der ganzen Fastzeit einen herausgenommen, ihn zum Abschluß dieser „weltlichen“ Festzeit gemacht und unter Verwendung des im Volke geläufigen Ausdruckes „Fast(-e)nacht“ eine „Fastnacht“ erfunden. Ein „seltsamer Zufall“ ist es, daß wiederum die gleiche Kirche auch den „Karneval“ als „carne vale!“ (= „Fleisch, leb wohl!“) erklärt, statt der vielleicht doch näher liegenden Deutung mit „carrus navalis“ (althheidnischer Schiffschwanz) zuzustimmen. „Seltsam“ eben, weil auch in diesem Falle wie bei der Fastnacht wiederum die Ableitung von art-eigenem Brauch durch die fidele Beziehung auf das Fastengebot ersetzt worden ist!

Freilich dürfen wir auch annehmen, daß zur Verbreitung des neuen Begriffes der Fastnacht nicht wenig die Prediger beigetragen haben werden, wenn sie den naheliegenden Weg des Wortspieles gegangen sind und mithalfen, die Fastnacht zur Fastnacht umzustempeln.

Ich fasse zusammen: Das Wort Fastnacht ist die ursprünglichere und sachlich wie sprachlich breit begründete Form, die engstens mit uralttem Brauchtum und bodenständigem Glauben zusammenhängt; ihr Bestimmungswort entstand aus der Verbundenheit des deutschen Bauern-tums mit Scholle und Wachstum. Auf süddeutschem Gebiet hat sich aus diesem Bestimmungs-wort, das vielfach gebraucht war, über Fasse und Fäsche eine mit -ang, -ing abgeleitete Form Faschang, Fasching herausgebildet.

(1) Grimm, D. Wb., 3, 1353, wo wohl erwähnt wird, „Verknüpfung der Faste mit dem Wort Nacht scheint nur bei uns vorzukommen“, dann aber doch daran gegangen wird, den voraussetzenden Übergang von Fast zu Fache, also von Fastnacht zu Fachenacht, durch Hinzufügen von Übergängen wie von Kunst zu Kuns glaubhaft zu machen. Müller-Jarnde, Mittelhd. Wb., 3, 329, nennt als älteste Form wohl „was-nacht“, lehnt aber einen Zusammenhang mit fassen ab. Kressschmer, Wortgeogr., S. 193. Kluge, Etym. Wb., 10. Aufl., S. 132. H. Paul, Deutsch. Wb., 4. Aufl., S. 159. — (2) Hoops, Reallexikon, 2, 15. — (3) Siebenbürg.-Sächs. Wb., 2, 315. Weigand, D. Wb., 2. Aufl., 1, 438 f. Schleswig-Holstein. Wb., 2, 25 f. Kluge, Etym. Wb., 4. Aufl., S. 79. Vgl. Andersen, über deutsche Volks-etymologie, 5. Aufl., S. 307. Strobel, Bauernbrauch im Jahreslauf (3. Aufl.) S. 93 ff. mit Hin-weise auf katholische Literatur. — (4) Eger, Kärnt. Wb., S. 91. Dettler, Deutsch. Wb., S. 26. Gerand, Blätter z. Gesch. und Heimatf. d. Alpenländer, 2, 121 ff. Brodhans, Legilon (1930), 6, 85. — (5) Höfer, Etym. Wb., 1, 199. — (6) Kressschmer, Wortgeogr., S. 193. — (7) Kluge, Etym. Wb., 4. Aufl., S. 78. Siebenbürg.-Sächs. Wb., 2, 312. — (8) Paul, D. Wb., 2. Aufl., S. 159. — (9) D. Wb. (Trübner), 2, 300. — Ebenso Kluge, Etym. Wb. 11. Aufl., S. 149. — (10) Vgl. auch Epamer, D. Fastnachtsbräuche, S. 21. — (11) Vgl. auch Haasbauer, Seutho-ulsta, 1, 103. — (12) Schmeller, Bayer. Wb., 1, 767. fesseln = leicht regnen. Zu fesseln vgl. Buchs, Etym. Wb., S. 76. — (13) Anleip, Ortsnamen des Bez. Umgebung Gmz., S. 26. Jahrbuch d. Abt. Gymnas. Graz, 1927/28. Eger, Kärnt. Wb. unter Fesseln. — (14) Helmatgane (Einz.), 1925, S. 207. — (15) Parcival 409, 8. — (16) Schmeller, B. Wb., 1, 763. — (17) Ezlin, mhd. Namenbuch, 1121. — (18) Ebenda, und weiterhin 12 Fastnacht oder Fastnacht, 1 Fastnacht gegen 2 mit Fast. — (19) Schmeller, B. Wb., 1, 763. — (20) Schmeller, Mhd. Wb., 3, 27, 29; B. Wb., 1, 763. — (21) Ebenda. — (22) Weigand, D. Wb., 2. Aufl., 1, 436. — (23) Schmeller, B. Wb., 1, 763. — (24) Schmeller, Mhd. Wb., 3, 27, 29. — (25) Schmeller, B. Wb., 1, 770. — (26) Ebenda. — (27) Schmeller, Mhd. Wb., 3, 27. — (28) Schmeller, B. Wb., 1, 770. — (29) Ebenda. — (30) Saffelt, Wb., 206. Schmeller, Mhd. Wb., 3, 27. — (31) Schmeller, Mhd. Wb., 3, 27. — (32) Schmeller, B. Wb., 1, 770. — (33) Schmeller, Mhd. Wb., 3, 27. — (34) Schmeller, B. Wb., 1, 770. — (35) Schmeller, Mhd. Wb., 3, 27. — (36) Schmeller, B. Wb., 1, 763 f. Mhd. Wb., 3, 31. — (37) Vgl. Martin und Elmhart, Wb. b. Elsaß. Mundarten, 1, 754 ff. Schwab. Wb., 2, 970 f. Müller, Rhein. Wb., 2, 300 f. Dörner, Das Schenkenlaufen in Tirol, Vorwort. — (38) B. Wb., 1, 763. — (39) Siebenbürg.-Sächs. Wb., 2, 315. Vgl. auch Haltrich, Zur Volkskunde Siebenbürgens, S. 284. — (40) Christa, Wb. d. Frierer Mundart, S. 83. — (41) Schmeller, B. Wb., 1, 764. — (42) Wörterbuch des Saarbrücker Landes, 2. Aufl., S. 61. Vgl. Müller, Rheinisch. Wb., 2, 312 f. Unterschied zwischen fassen = fassen und fassen wie Fastnacht usw.). — (43) Helmatgane (Einz.) 7, 7. — (44) Epamer, Deutsche Fastnachtsbräuche, S. 21. — (45) Siebenbürg.-Sächs. Wb., 2, 315. — (46) Tiroler Volksleben, S. 95 f., 73 ff. — Vgl. Sartori, Sitten und Brauch, 3, 191. — (47) Handwörterbuch d. D. Abreglaube, 3, 45. — 46 a) Adrian, Von Salzburger Sitten und Brauch, 116 f. — (48) Unger-Khull, Steirischer Vortisch, S. 212. — (49) Schmeller, B. Wb., 1, 205. — (50) Galt und Zorp, Norwegisch-Dänisch etym. Wb., 1, 207. — (51) Bill-

manns, Deutsche Grammatik, 1, § 104. — (52) Schwäbisches Wb., 3, 970 ff. — (53) Kärnt. Wb., S. 103. — (54) Vgl. Siebenbürg.-Sächs. Wb., 2, 311. Schinkel, Grammatik d. Gott-scheer Mundart, S. 214; Mitteilungen d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen, 1889, S. 64. — (55) Galt und Zorp, Wb., 1, 207. — (56) Trübners Deutsch. Wb., 2, 295. — (57) Schmeller, B. Wb., 1, 770. — (58) Buchs, Etym. Wb., S. 70. — (59) Eger, Kärnt. Wb., S. 91. — (60) Eger, Mhd. Wb., 3, 27. — (61) Mitteilungen d. Ver. f. Gesch. d. Deutsch. l. Böhmen, 1889, S. 64. — (62) Dörner, Schenkenlaufen, S. 14. Vgl. Strobel, Bauern-brauch, S. 95 f. (Lichterumzüge, Fastellauf). — (63) S. 419 ff. — (64) Epamer, Deutsche Fastnachtsbräuche, S. 19. Vgl. auch Strobel, a. a. O., S. 86. — (65) Dörner, Schenkenlaufen, S. 11; vgl. Strobel, a. a. O., S. 93. — (66) E. v. Hörmann, Tiroler Volksleben, S. 202. — (67) Wolfram, Scherztanz und Männerblinde (mehrmals). — (68) Mannhardt, Feld- und Waldwille, S. 253 ff.; vgl. Strobel, a. a. O., S. 94. — (69) Epamer, Deutsche Fastnachtsbräuche, S. 15. — (70) Dörner, Schenkenlaufen in Tirol, S. 30. — (71) R. Zell, Deutsche Weibmannes-prache, S. 89. — (72) Walde, Lateln. etymol. Wb. (2. Aufl.), S. 572. — Galt und Zorp, Norw.-Dän. Wb., 2, 820. — (73) 1, 1055. — (74) 1, 1057. — (75) 1, 1075. — (76) Hans Strobel, Bauernbrauch, S. 97. — (77) Schwelz, Joloffson, 1, 1057 f. — (78) Schlesw.-Holst. Wb., 2, 21. — (79) Schwab. Wb., 2, 962. — (80) Indicius super-stitionum et paganiarum Nr. III und XIV (vgl. Strobel, Bauernbrauch, S. 35 und 41). — (81) Nachzulesen bei Strobel, Volksbrauch und Weltanschauung, S. 24 ff.

H. A. Herrmann / Der Firschtymuck holsteinischer Bauernhäuser

Die in einzelnen Gebieten Holsteins auffällig einheitliche Gestaltung des Firschtymuckes hat bereits mehrfach zur Annahme einer stammesgeschichtlich bedingten Sonderent-wicklung der verschiedenen Firschtymuckformen geführt. Jedoch liegt dieser Ansicht ganz allge-mein ein Übersehen der allgemein verbreiteten Formen des Viebelschmuckes zugrunde, einer, handwerklich besonders weit entwickelter Firschtymuckformen zugrunde. Erst bei einer genauen Beachtung aller vorhandenen Arten des Viebelschmuckes darf ein Rückschluß auf Zusammen-hänge im Werden und Entstehen dieser kleinen Kostbarkeiten am Bauernhause gezogen werden.

Erste Gruppe: Der Brant

Der in Holstein am häufigsten und gebietsmäßig in ziemlich gleichmäßiger Verbreitung anzu-treffende Viebelschmuck besteht aus einem etwa 0,75–2 m langen Bierkannholz, das mit der Hälfte bis zwei Dritteln seiner Länge frei über die Firschtlinie des Bauernhauses hinausragt. In dieser Form findet er sich in der Regel an beiden Viebelseiten des Hauses. Das Holz ist entweder auf das Windbrett aufgenagelt oder hinter dem Windbrett am Stoß des ersten Hauptsparrenpaares befestigt, wobei dann das nicht mehr sichtbare untere Ende des Viebel-schmuckes durch eine vor das Windbrett genagelte Blende angedeutet wird. Als Bezeichnung für diese Art des Firschtymuckes hat sich in der Literatur seit einer ersten umfassenden Beschreibung des bäuerlichen Wohnens in Schleswig-Holstein durch Meyborg das Wort „Brant“ erhalten. Im Volksmund heißt dieser Firschtymuck einfach „Knüppel“ oder „Dachstuhl“. Im Gebiet des ehemaligen Herzogtums Lauenburg, in der Propstei und im alten Amt Bordesholm wird der Brant gewohnheitsmäßig nur auf den Scheunengiebeln und auf dem rückwärtigen Viebel des Wohnhauses angebracht, während er auf dem Straßengiebel einem handwerklich weiter aus-gestalteten Viebelschmuck weichen mußte.

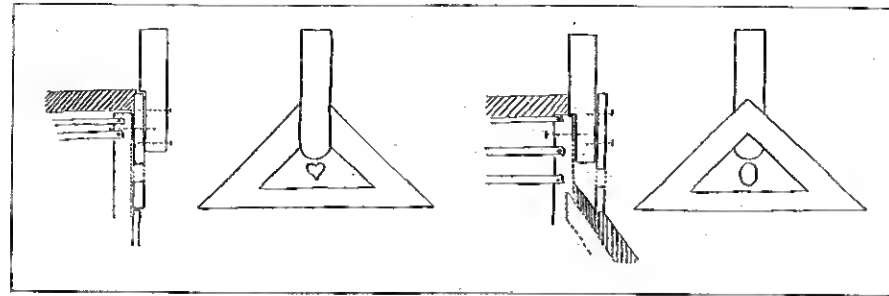


Abbildung 1. Die einfachsten Formen des „Brant“.

Das leicht zu bearbeitende Material der hölzernen Giebelpfähle bietet natürlich Anreiz zur Ausgestaltung. Grundsätzlich lassen sich in Holzstein geschnittene und gedrehte Giebelpfähle unterscheiden. Eigenartigerweise bleibt der Pfahl hier aber immer gerade und wird nie, wie es aus Westfalen und Ostpreußen bekannt ist, in sich spiralförmig abgedreht. Einzlg durch die Anbringung von Kehlninnen, ringsförmigen Überständen und knopfartigen Abschlüssen wird eine größere Schmuckwirkung erreicht.

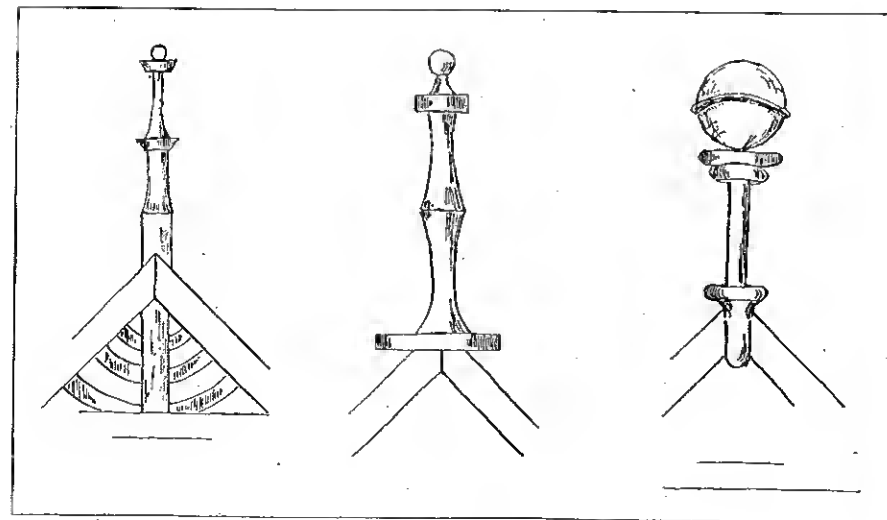


Abbildung 2. Formen des gedrehten Brant mit kugelförmigem Abschluß.

Bei der Verwendung gedrehter Hölzer als Giebelpfähle zeigt sich überall das Bestreben, den Brant möglichst schlank und zierlich zu halten. Die Anfälligkeit dieser dünnen Hölzer gegen Witterungseinflüsse und ihre geringe Widerstandsfähigkeit gegen Winddruck und Belastungen führt dann vielfach zu ihrer Auswechslung gegen solche aus Eisen und ist damit Anlaß zur Entwicklung der als Brantspieße bekannten Sonderform holsteinischen Giebel schmuckes.

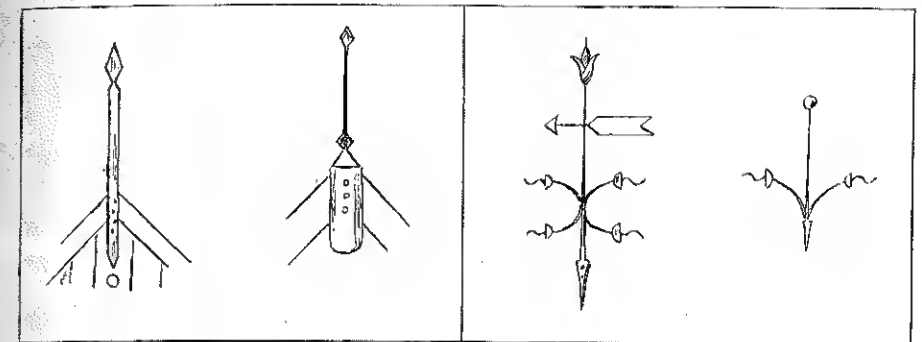


Abbildung 3.

Abbildung 4. Einfache Formen der Brantspieße.

Zweite Gruppe: Der Brantspieß

In seiner einfachsten Form ist der Brantspieß eine einfache Rundstange, die auf einen kurzen Brant aufgesetzt wird. Der Brantspieß findet sich stets nur auf dem der Straße zugekehrten Giebel des Bauernhauses. Er ist in ziemlich gleichmäßiger Verbreitung im ganzen nördlichen und östlichen Holstein anzutreffen und ist besonders im ehemaligen Amt Bordesholme zu wahren Paradestücken ländlicher Schmiedekunst entwickelt worden. Das Streben nach einer möglichst großen Schmuckwirkung führt zur Anfügung einfacher Bandeisennormente an den Brantspieß.

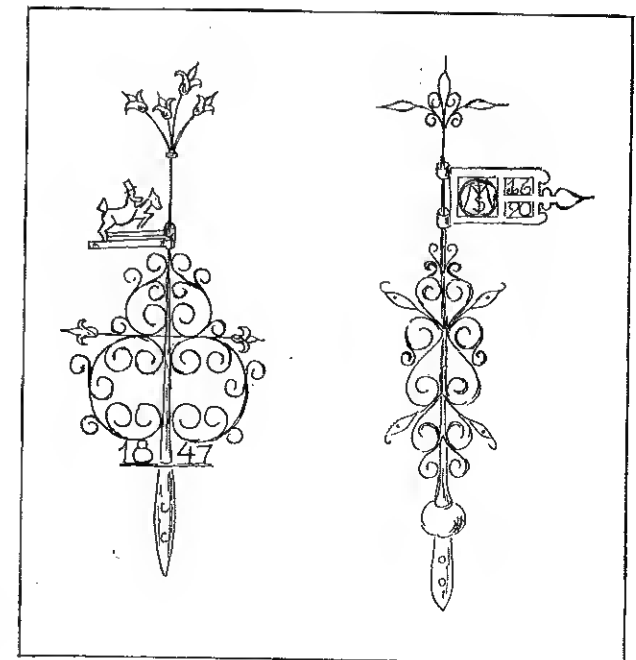


Abbildung 5. Brantspieße aus Ostholstein.

Diese zumelst einfachen Zusatzbildungen werden insbesondere im früheren Amte Bordesholm immer reicher ausgestaltet. Die Bänderisenornamente werden den vier Himmelsrichtungen entsprechend vierseitig, vielfach auch sechs- oder achtförmig ausgebildet. In den weitaus meisten Fällen wird als Motiv der weiteren Ausgestaltung die einfache oder gegenläufig gedogene Spirale, das Herz oder die Raute genommen. Als oberer Abfluß wird durchgängig eine Elle gewählt. In einigen Fällen findet sich auch ein kugelförmiger Knauf oder ein achtförmiger Stern als oberer Abfluß. Als Gesamterscheinung erinnern die Brantspieße so stark an das aus anderen Gebieten der Volkskunst bekannte Sinnbild des Lebensbaumes, so daß in ihnen eine Sonderform dieser Vorstellung gesehen werden kann. Abweichend von der allgemein üblichen Spiralenornamentik kommen im Gebiet des dänischen Wohls Brantspieße mit nach unten und oben geöffneten Halbkreisen vor. Auch dieses Motiv ist, wie die Spirale und die Doppelspirale, als Sonnenzeichen aus anderen Gebieten der Volkskunde bekannt.

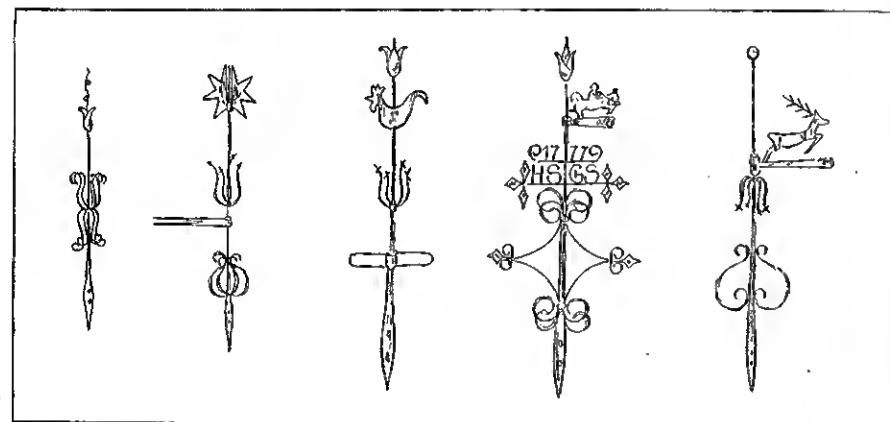


Abbildung 6. Brantspieße mit geöffneten Bögen.

Abbildung 7. Brantspieße mit figürlichen Darstellungen.

Zu der Bänderisenornamentik tritt in einem großen Teil der Brantspieße eine figürliche Darstellung. Im alten Amt Bordesholm ist es meistens eine Abwandlung des Reiternotives, ein in Zylinder und Bratenrock ausbreitender Bauer in Groß-Glinbeck, oder ein reitender Narr mit Schellenkappe und Pritsche in Laddö. In der Umgebung von Neumünster findet sich vielfach der Hahn im Brantspieß; und in einem Fall tritt im Dorfe Hütten an die Stelle des Reiters ein springender Hirsch, das Wappentier der Bergharde, in der das Dorf liegt. In den meisten Brantspiessen tritt jedoch an die Stelle des Reiters eine Windfahne oder ein Pfeil, die, drehbar angebracht, sichtlich die Windrichtung angeben sollen. Vielfach wird die Windfahne dann der Hauptschmuck des Brantspießes und wird mit Jahreszahlen, den Initialen des Besitzers oder figürlichen Darstellungen des Reiters, des Hahnes oder sechsstrahliger Sterne versehen. Der obere Abfluß bleibt aber stets eine drei- oder vierblättrige Elle.

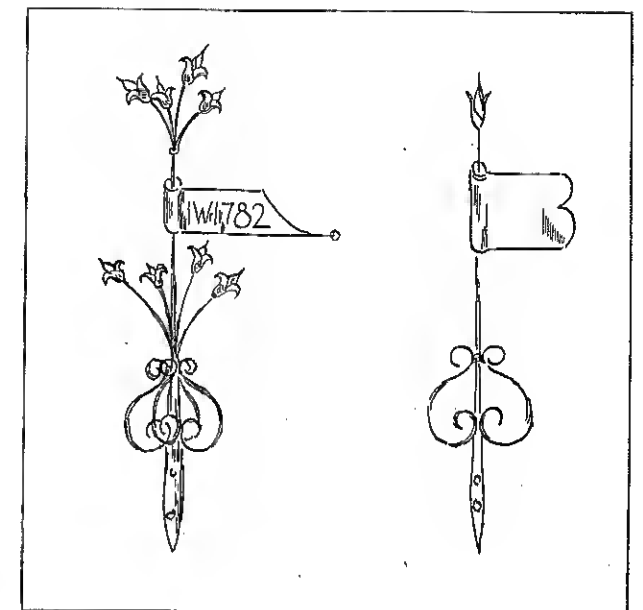


Abbildung 8. Brantspieße mit Windfahnen.

In den Dörfern der Propstei wird der Windspieß zum Hauptbestandteil des Brantspießes und wird in den nördlichsten Dörfern schließlich zum alleinigen Firnschmuck. Da hier die Anfertigung der Giebelpfeile durch die Bauern selber geschah und teilweise noch geschieht, sind die mannigfaltigsten Abwandlungen in der Formgebung anzutreffen.

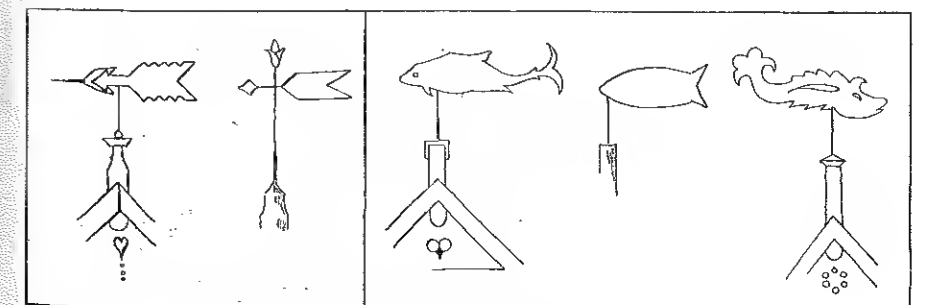
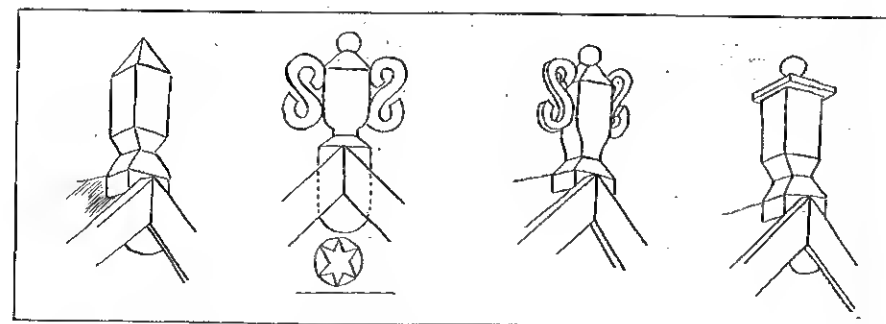


Abbildung 9. Windspieße aus der Propstei. - Abbildung 10. Propsteier „Barke“.

In den nördlichen Dörfern der Propstei finden sich nun in der gleichen Verwendung und Anbringung wie die Giebelpfähle Nachbildungen von Fischen als Firstschmuck. Dabei ist von Norden nach Süden ein ganz allmählicher, in vielen Zwischenformen sich vollziehender Übergang zwischen Pfeil- und Fischformen festzustellen. Die Anbringung der Fische auf kleinen Brantspießen weist darauf hin, daß es sich hier um eine Parallelförmigkeit zur Verwendung eines Hirsches an dem bereits genannten Brantspieß aus dem Dorfe Hütten handelt. Nachweislich führte die Grundherrschaft der Dörfer Barsbeck und Stafendorf einen Barsch als Wappentier, woraus sich der Brauch ergab in diesen Bezirken den auch heute noch als „Bars“ bezeichneten fischförmigen Firstschmuck zu verwenden. Außerhalb der Propstei findet sich ein fischförmiger Firstschmuck nur noch in Jarrentien und Güstrow-Siebeneichen. Hier ist dann eine Nachwirkung des christlich-kirchlichen Fischsymbols nicht zu übersehen.

Dritte Gruppe: Die Giebelurnen

Völlig abweichend von den bisher genannten Formen des Giebelornaments scheinen die besonders im Lauenburgischen, Ratzeburgischen und in Stormarn in großer Anzahl zu beobachtenden urnenförmigen Firstauflagen ausgebildet zu sein. Die Anbringung und Verwendung als Giebelornament entspricht genau der des Brantes. Besonders bei den einfach gehaltenen Vierkanturnen überrascht die geringe Abwandlung gegenüber den verschiedenen handwerklichen Gestaltungen des Giebelpfahles. So läßt sich gar nicht übersehen, daß die eine Grundform der Giebelurnen auf den Brant zurückzuführen ist.



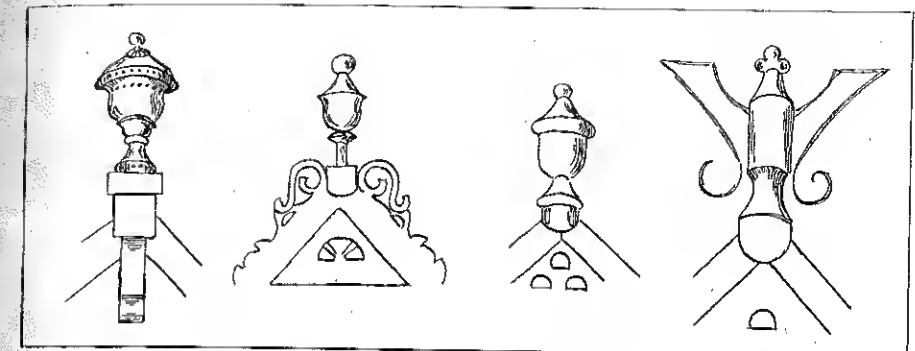
Gleichenhof

Langen-Mendorf

Rönthagen.

Abbildung 11. Einfache Urnenformen aus dem östlichen Holstein.

Daneben aber ist festzustellen, daß die Verwendung der mit Henkeln versehenen gedrehten oder gegossenen Mundurnen auf die Übernahme der aus der Gartenkultur der holsteinischen Gutshöfe und Schlösser bekannten Ziervasenformen zurückzuführen ist. Für die weitere Umgebung der Stadt Lauenburg ist die Verwendung bestimmter Wulstformen eine Verschleppung städtischer Vorbilder in bäuerlichen Bezirken sogar einwandfrei nachzuweisen.



Lauenburg

Borsdorf

Elmenhorn

Castorf

Abbildung 12. Gegossene und gedrehte Mundurnen aus dem Lauenburgischen.

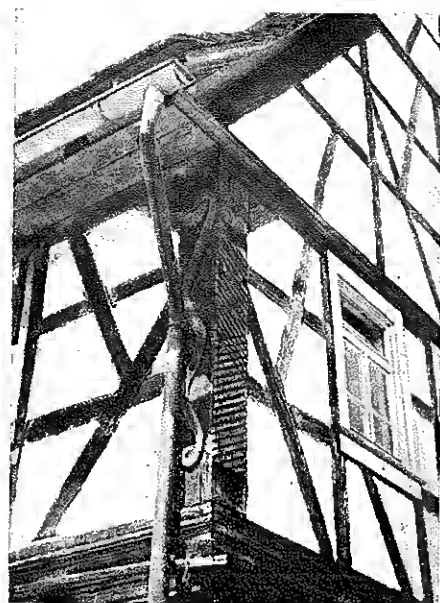
Die bisher genannten drei Gruppen des Firstschmuckes – der Brant, der Brantspieß und die Giebelurnen – sind als kennzeichnend holsteinische Schmuckformen anzusehen. Neben ihnen tauchen in den Randgebieten Giebelverzierungen auf, die in ihrer Gestaltung einwandfrei als aus Nachbargebieten eingewanderte Formen zu erkennen sind. Zu diesen gehören die nach innen oder außen gewendeten Pferde- und Tierköpfe im Lauenburgischen, die Schwanenköpfe der Vierlande und die Giebelbretter im ehemaligen Fürstentum Ratzeburg. Ihre häufige Verbindung mit den eigentlich holsteinischen Firstschmuckformen ist dabei kennzeichnend für ihre Übernahme aus der Formtradition angrenzender Landschaften.

Eine rückblickende Zusammenfassung dieser kleinen Untersuchung zeigt, daß überraschenderweise die Vielzahl der Firstschmuckarten nicht ein Nebeneinander stammesgeschichtlich bedingter und gebietsmäßig eng begrenzter Formen ist. Vielmehr sind hier unter Verwendung einiger weniger Sinnzeichen – der einfachen und doppelten Spirale, des nach unten oder oben geöffneten Bogens, der Wille, des sechs- oder achtspeichigen Sterns, des Reiters, des Hahnes und des Lebensbaumes – aus dem einfachen und schmucklosen Giebelpfahl Glanzstücke bäuerlichen Schmuckwillens erwachsen.

Die Sammlung der Firstschmuckformen erfolgte von 1934–1938 und berücksichtigte nur die zu der Zeit noch auf holsteinischen Bauernhöfen erhaltenen Giebelverzierungen. Unberücksichtigt blieben die nach 1890 angebrachten Firstzierden an den Wirtschaftsgebäuden der Güter und Großbetriebe.



Ellenbach/Odenwald.



Blattbach/Odenwald.

Aus der Landschaft

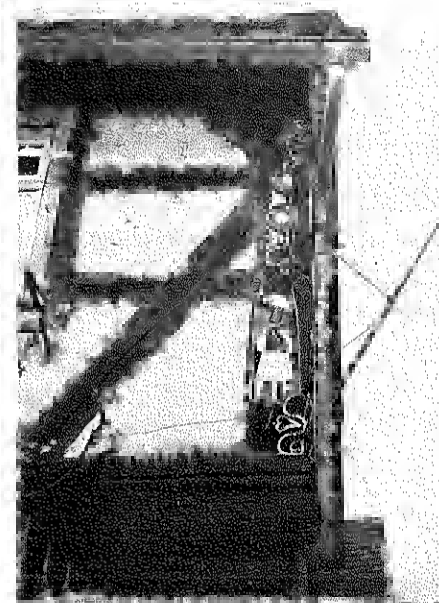
Der wilde Mann und die Schlange am Eckbalken. Als ein gutes Beispiel zu den von R. Th. Weigel in Germanien 1941, S. 181, gebrachten wilden Männern als Wächtern am Haus sei hier der Eckbalken eines Hauses in Messel bei Darmstadt abgebildet. Er zeigt eine männliche Gestalt mit einem Speiß und einem schräg über die Brust gehenden Meinen. In diesem könnte, was allerdings am verwitterten Balken nicht zu sehen ist, wohl ein Horn oder ein Schwert (?) hängen. Dann würde diese Gestalt am Hause aussehen, wie früher in unseren Dörfern der Nachtwächter umging, und es ist kein Zweifel, daß in alter Zeit jeder auch den Sinn des hier eingeschnittenen Mannes verstand: Er bewacht das

Haus! Die Zeit der Erbauung und auch der Schnitzarbeit ist 1706.

Dazu, daß man schon früh den wichtigsten Balken am Haus als „Mann“ auffaßte, finde ich einen Beleg bei Heinrich Franke, Ostgermanische Holzbaukultur (Breslau 1936, 19). Er schreibt dort, daß schon in nordischen Sagas des 12. Jahrhunderts die Stützsäule sich als „Meniaß“, d. h. als sogenannter Mannbalken, als „Mann“ findet. Wenn nun auch in beiden Beispielen, in dem zuletzt angeführten wie in dem von Messel nicht eigentlich von einem „wildem“ Mann die Rede ist, so gehört beides doch in den von Weigel angeführten Tragentreis. Die Meinung von Büch (Germanien 1941, 316) läßt sich meines Erachtens mit der von Weigel gut vereinigen, wenn man weder den Begriff „Wächter“ noch die Herleitung von Bodan zu streng und eng nimmt. Der wichtige Balken, Träger des Ganzen, Stütze des Daches, kultisch ver-



Schlierbach/Odenwald



Messel, Langgasse 21 (1706).

ehrt und als Bild einer die Welt tragenden Säule betrachtet, erhält das Zeichen (und später das Bild) des guten Hausgeistes, der Gebäude und Menschen in den Gefahren des Tages beschützt.

Bei dieser Gelegenheit sei auch der auf den ersten Blick so sonderbaren Schlangen am Eckbalken gedacht. Sie kommen in Deutschland recht häufig vor, zumeist in der auffälligen Wurm-(Spiral-)Lage. Im Odenwald finden wir solche Schlangen in etwas anderer Form. In Blattbach, Hambach, Hornbach und Ellenbach trägt die Schlange ein Herz im Maul, in Schlierbach eine Tafel mit der Bauinschrift. Weit verbreitet ist der Glaube, daß eine Schlange der gute Geist des Hauses, seine und der Bewohner Beschützerin sei. Schlangen wurden bis vor kurzem noch wirklich gehegt und gefüttert. Zahllose Beispiele, die nicht nur sagenhafter Natur sind, lassen sich anführen. So bedeutet also – und des-

halb wurden diese Beispiele hier gebracht – die Schlange am Eckbalken im Grunde nichts anderes als der Mann, sie behütet das Haus und alle, die darinnen leben. Sie ist der geheimnisvolle Schutzgeist und Wächter des Lebens. Friedrich Mößinger

Radmähen. Über das Radmähen (vgl. hierzu meine Arbeit in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1940, S. 291 ff.) habe ich einige, z. T. wichtige Neubelege finden können.

Zahlreiche vollständige Aufnahmeaufnahmen führten mich im Sommer 1940 und 1941 in das Neckarbergland, den kleinen Odenwald, den Winterhauch, in den östlichen Odenwald, in das Bauland bis zum Tauberg und in den südlichen Spessart. In vielen Dörfern dieses Gebietes läßt sich das Radmähen nachweisen. Noch wird es von zahlreichen Bauern hier geübt.

Durch Bekehrungsvorträge im Mittelrhein-

gebiet erhielt ich nun auch Belege für das Rundmähen aus der Eifel, sowohl aus dem Mosfeld, wie auch aus mehreren Dörfern der Schne-Eifel. Im hohen Vogelsberg ist diese Mähart nicht nur auf Wiesen, sondern auch beim Hafer noch bekannt. J. St. führe ich in einem Reserve-Lazarett mit Leichtverwundeten vollständige Erhebungen durch. Obwohl die befragten Soldaten durchweg im Alter von 20 bis 30 Jahren stehen, konnte ich auch durch sie einige Neubelege für das Rundmähen erhalten für das Gebiet der Eder, des Erz- und Sichelgebirges, den Nordwesthang des Bayerischen Waldes, den Südosthang des Böhmer Waldes und die Oststeiermark. Besonders wichtig sind die Angaben, die H. Sturmann Zacharias Adolf, früher in Romanow II im Kreis Luck in der polnischen Ukraine, jetzt als umgesiedelter Wolhynien-deutscher im Warthegau, machen konnte.

Die deutschen Bauern in Wolhynien mähten bis zu ihrer Umsiedlung den Hafer und die Gerste, wenn die Halme schön stracks standen, rund. An der Sense hatten sie zum Abliegen der gemähten Halme ein „Gerüst“ aus 4 Federn. Das Rundmähen begannen sie von innen oder von außen, immer aber mähten sie im Einkreisse. Begannen sie von außen, so blieb innen der „Pempik“ (angeblich ein polnisches Wort für „das Letzte“) stehen. Es sind dies einige Fruchthalme, die mit einem Hafer- oder Gerstenstiel gebunden wurden. Der Boden unter dem Pempik wurde sorgfältig von allem Unkraut gereinigt. Beginn man mit dem Mähen von innen, so blieb der Pempik außen stehen. Der Pempik wurde vom Umstürzen der Stoppeln und dem nachfolgenden Eggen nicht berührt. Erst unmittelbar vor der Ausfaat wurde er untergepflügt. Die polnischen Ukrainer kennen das Rundmähen nicht. Sie lassen aber auch auf ihren Fruchtäckern einen Pempik stehen, den sie defend umknien.

Einen Bericht ähnlichen Inhalts gab Gefreiter Fritz Voher für Mönchgrün im Kreis Schleiß in Thüringen. Hier wurde der Hafer ebenfalls rund, aber von außen nach innen, gemäht, wie man dies heute noch mit der Maschine tut. Beim Handmähen ließ man aber die Halme in der Feldmitte stehen. Die Schnitter setzten sich nach Beendigung ihrer Arbeit um diese Halme in der Feldmitte und aßen. Dafür erhielt jeder vom Bauer 5-6 gekochte Eier, Brot und auch Schinken. Diese Speisen gab es aber nur bei dieser Ernteart! Die Halme blieben auch nach diesem Essen stehen. Es gibt für diesen Brauch und für den Platz in der Feldmitte eine besondere Bezeichnung. Der Gefreite Voher konnte diese aber nicht angeben. Als er vor Jahren seinen Vater nach dem Grund für diesen Brauch fragte, gab ihm dieser zur Antwort: „Es geht dir nix an!“

In der Oststeiermark, insbesondere in Leibnitz und Umgebung, werden heute noch Hafer, Gerste und die Wiesen gern rund gemäht. Man läßt hier ebenfalls die Mittelhalme stehen. Die Felder liegen über 1000 Meter hoch über dem Meeresspiegel!

In der Umgebung von Bamberg wird angeblich nicht rundgemäht. Manche Bauern lassen aber auf ihrem letzten Fruchtacker noch ein kleines Halmsäckchen stehen und pflügen es erst beim „Hälmen“ des Stoppelackers unter, nachdem Kinder es tanzend umsprungen und angezündet haben. Dieser Brauch war früher allgemein, heute ist er nur noch bei einigen Großbauern zu finden. In manchen Dörfern des Kreises Zweisil (Nieder-Donau) läßt man in der Feldmitte nur wenige Halme stehen, faßt diese oben, dreht sie und bindet mit ihnen einen Knoten, so daß die Ähren nun abwärts stehen. Man nennt dieses Gebilde den „Winter“.

Wenn auch die beiden hier zuletzt angeführten Belege sich nicht unmittelbar auf das

Rundmähen beziehen, so bieten sie dennoch gute Vergleichsmöglichkeiten mit dem Brauch um das Hasermännchen in der Mitte des Haserrades. Eingehendere Untersuchungen werden sicher ergeben, daß das Rundmähen einst überall in Deutschland verbreitet war. Es konnte sich aber nur in Gebirgslagen bis auf heute erhalten.

Heinrich Winter

Sieb und Stich

„Klassische“ germanische Altertumskunde? Zu Germanien 1940, S. 437-439.

In dem oben genannten Beitrag wird uns von der Verfasserin die nachstehende Erwiderung zugeleitet, der wir zur sachlichen Klärung Raum geben. Schriftleitung. Im Jahrgang 1940 dieser Monatshefte, S. 437-439, bringt Otto Nebel unter der Überschrift „Klassische“ germanische Altertumskunde -? einen Angriff gegen die Germanische Altertumskunde, herausgegeben von Hermann Schneider (München 1938). Nebel wendet sich dagegen, daß da der Teil des germanischen Altertums, der nicht nur archäologisch, sondern auch literarisch bekannt ist, klassisches germanisches Altertum genannt und getrennt behandelt wird, und greift dann besonders scharf den Herausgeber und mich an. Ich muß da allerlei zurechtstellen:

1. Den Satz über Bohnstube, Kachelofen und Familienleben schreibt Nebel mir fälschlich zu und legt etwas in ihn hinein, was nicht darin steht.

2. Nebel tut, als hätte ich die Behauptungen der mündlichen Greuelpropaganda von der Rohheit und Grausamkeit der Wikinger übernommen. Ich habe nirgends Germanen „roh und grausam“ genannt, habe

ihnen vielmehr Grausamkeit abgesprochen und hinzugefügt, daß die grausamen Geschichten, die von den Feinden berichtet werden, nicht mehr Glauben verdienen als die Greuelheßen der letzten Jahrzehnte (S. 211). Also ganz nach Nebels Wunsch. Zu der anschließenden Behauptung Nebels, ich schilderte die Wikinger als bloße Räuber, vergleiche man Altertumskunde S. 213, wo es außer anderem heißt: „Aber die Wikinger haben auch Schlachten geschlagen, Länder erobert und Reiche gegründet“ (ähnlich auch S. 100).

3. Nebel sagt, ich schildere die Germanen als ein „Volk von Trinkern“. Die Zitate, die er dafür anführt, sind herausgerissen, zum Teil unter Fortlassung einschränkender Satzteile, so daß das Bild arg vergrößert wird.

4. Ich sage in der Altertumskunde (S. 199): „Die geschlechtliche Ethik der Germanen war vom entarteten Röm aus gesehen sehr hoch, von den strengen christlichen Forderungen aus ziemlich niedrig. Deshalb das Lob der germanischen Keuschheit bei Tacitus, die Behauptung arger Zuchtlosigkeit in vielen kirchlichen Schriften.“ Diese Sätze sollen die Widersprüche in den Urteilen erklären und die Extreme etwas auf das rechte Maß zurückführen. Nebel zitiert nur „Die geschlechtliche Ethik der Germanen war... von den strengen christlichen Forderungen aus gesehen ziemlich niedrig“ und behandelt den Satz als eine Äußerung überspannter kirchlicher Sentimentalität.

5. Nach Nebel habe ich festgestellt, daß auf den germanischen Schiffbau „der keltische wie der römische Schiffbau mancherlei Einfluß hatte“. Ich habe dies nur für den westgermanischen Schiffbau gesagt und auch nur in der eingeschränkten Form „Wir müssen damit rechnen“, und ich habe ein paar Einzelheiten zur Begründung genannt (S. 118). Kurz vorher steht der Satz „In den nordischen Schiffen der Wikingerzeit ist eine einfache

Grundform des Schiffes bis zu einer überraschenden technischen und künstlerischen Vollkommenheit fortgebildet. Dies war möglich, weil die Entwicklung in allem Wesentlichen bodenständig war... Uebel aber schließt an sein ungenaues Zitat die freundliche Bemerkung: „Wer denkt hier nicht an den bekannten Satz von M. Koch: Wertvolle Kunde, die in Germanien gemacht werden, müssen notwendigerweise römisch oder keltisch sein, da es der Kulturgeschichte widerspricht, sie den Germanen zuzuschreiben!“

6. Uebel behauptet, das Einzige, was in der Altertumskunde über Mistk Rände, sei meine Angabe, die Germanen hätten den barritus gebrüllt, „um sich mehr Mut zu machen“. Dies habe ich nicht gesagt. Außerdem spreche ich an der gemeinten Stelle (S. 109) auch von Kriegsgefang.

Miles in allem: Uebel fällt über Satzteile her, die er aus ihrem Zusammenhang gerissen und zum Teil falsch verknüpft oder vergrößert hat, und schiebt ihnen einen Sinn und eine Bestimmung unter, die ihnen fremd sind und die an mehreren Stellen durch andere Äußerungen in der nächsten Nähe offen widerlegt werden. Ähnlich steht es mit allem, was er dem Herausgeber vorwirft. So hat Schneider die Frage, über die sich Uebel empört: „Gehört der germanische Glaube vorzugsweise zu den primitiven oder spätantiken Religionsformen?“ gerade als ein Beispiel falscher Fragestellung genannt (S. 222). Was in der Altertumskunde gesagt wird, davon brauche ich hier nichts zu rechtfertigen, denn Uebel übergeht unsere Argumente und stellt keine dagegen, die etwas Neues bringen.

Hans Ruhn

Beilage zu „Germanien“.

Im Rahmen einer Monatszeitschrift ist es nicht immer möglich, größere Beiträge mit wichtigen und wesentlichen Arbeitsergebnissen aus unserm Forschungsgebiet vollständig abzubilden. Da solche Arbeiten nun durchaus zum Gebiete der Zeitschrift „Germanien“ gehören und unser Bild von der Germanienkunde ergänzen, so sollen sie unseren Lesern auf andere Weise zugänglich gemacht werden. Schriftleitung und Verlag werden von jetzt an in freier Folge Beilage zu „Germanien“ herausbringen, die größere Abhandlungen mit

Bildern bringen und so ein Spiegelbild unserer Zeitschrift in größeren Ausmaßen darstellen werden. Als erste Hefte erscheinen demnächst die folgenden:

1. Fr. Altheim, Kimbern und Nenen;
2. G. Innerebner, Sonnenlauf und Zeitbestimmung im Leben der Urzeitvölker (bereits lieferbar);
3. A. Bohmer, Eine Einteilung der Kunst der Auriagnagruppe.

Das Erscheinen der Beilage wird jeweils im Anzeigenteil dieser Zeitschrift angekündigt.

GEORG INNEREBNER Sonnenlauf und Zeitbestimmung im Leben der Urzeitvölker

Format: 17 x 25 cm · 45 Seiten Text und 23 Abbildungen auf Kunstdruckpapier
Kartoniert ca. RM 2.—

Wie leitete wohl durch aufmerksames Verfolgen der Vorgänge am Himmel der Vorzeitmensch seine Zeiteinteilung daraus ab? Erstmalig wird hier versucht, die gesamte Dringungsfrage, wie man die Erforschung vorgeschichtlicher Zeitbestimmungsarten auch nennt, in ein einheitliches System zu bringen und von allen Seiten zu beleuchten. Dabei kommt der Freund von Natur und Himmelswelt auf seine Rechnung und auch der mathematisch geschulte Forscher wird wertvolle Hinweise und Anregungen für eigene Arbeit finden. Nach einer kurzen Behandlung der für das Verständnis notwendigen Voraussetzungen, werden die für die einzelnen geographischen Breiten vom Äquator zum Pol verschieden geltenden Grundbedingungen einander kritisch gegenübergestellt.

Alle Möglichkeiten der urzeitlichen Zeitbestimmung im Flachland, wie im Gebirge werden näher erörtert. — Sowohl die Jahreszeitenbestimmung aus Sonnenaufgängen und Sonnenständen, als auch die Tageszeiteinteilung aus der Schattenlänge von Säulen und Stäben finden eingehende Würdigung. Eine Reihe ganz neuartiger Sonnenlaufskizzen und zahlreiche Diagramme erläutern in klarer Weise den interessanten Text. Schließlich gibt ein neuentwickeltes Sonnenlaufdiagramm auch dem Laien die Möglichkeit, von einem beliebig gewählten Standort aus den Jahresablauf des Sonnenweges am Himmel für seine Umgebung festzustellen. Vorgeschichtlich interessierte Leser werden dadurch in die Lage versetzt, auch ohne Vorkenntnisse der Erforschung urgeschichtlichen Zeitgeschehens wertvolle Dienste zu leisten.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem

HAMER-VERLAG

Haag-Niederlande, Frankenslag 111

gibt folgende Zeitschriften heraus:

„VOLKSCHES WACHT“

Kampfblatt für Niederländisches Volksbewußtsein

„HAMER“

Ein reichbebildertes, in Tiefdruck erscheinendes Monatsheft über Volkskunde, Brauchtum, Vorgeschichte, Heimatkunde usw. Einzelheft kostet 0.30 RM.

„Hamer“ und „Volksches Wacht“ werden von sämtlichen völkischen Kreisen in den Niederlanden gelesen.

Der Hamer-Verlag übernimmt Vertretungen von deutschen Verlegern auf völkischem Gebiet

Probenummern und Anzeigentarif auf Anfrage bei dem
Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem,
Ruhlandallee 7—11

Hauptverleger: Dr. J. Otto Pfaffmann, Berlin-Dahlem, Pöhlertstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Gräberberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11. Buchdruck Käßner & Gollweg, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Merdinger, Augsburg.



Hiermit bestelle ich
ein kostenloses Heft
„Hamer“

Name:
.....
.....
Anschrift:
.....
.....